Der
Pfarrer Müller
und seine Kinder,
eine
Vaterländische Familiengeschichte.

Vierter Theil.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Frankfurt und Leipzig
1793.

Zweyhundert und ein und sechzigster Brief.

Oswald Müller zu J. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Mein Bruder hat Ihnen, wie ich bey meiner Zurükkunft nach meiner kurzen Abwesenheit erfahren habe, meine Ankunft wissend gemacht, und, weil sich meine Reise zu Ihnen noch einige Zeit verzögern möchte; so eile ich, überzeugt, daß Sie begierig seyn werden, meine gehabten Schiksale zu hören, Sie davon zu benachrichtigen.

Vermuthlich glaubten Sie bey meiner Entfernung von Erfurth, daß ich freywillig aus der Lehre und unter die Soldaten gegangen wäre. Allein ich kam wider meinen Willen da weg. Ein Fremder *), den ich bis diese Stunde noch nicht kenne, hat mich weggelokt, und an einen Werber verhandelt. Es gieng dieß so zu.

*) Es war Symon von der Hardt, S. den CCL. Brief.

Dieser Fremde kam einige Mahle zu meinem Herrn in den Laden, und handelte verschiedene Kleinigkeiten von ihm, wobey er sich gegen mich sehr freundlich bezeigte und dadurch bewirkte, daß ich ihm recht herzlich gewogen ward.

Einst kam er abermals zu uns, und kaufte Tuch zu einem Kleid. Als er mit dem Herrn einig und das Tuch abgeschnitten war, fragte er mich, ob ich nicht mit ihm gehen und ihm die Waare in sein Logis nachtragen wollte? Ich war, auf erhaltne Erlaubniß meines Herrn, gleich willig dazu, und ging hinter ihm drein. Er führte mich durch die ganze Stadt durch und zum Thor hinaus. Ohne etwas böses zu ahnden, ging ich ihm treulich nach. Wir kamen endlich an ein einzeles Wirthshaus, worin ich ihm eine Treppe hoch in seine Stube folgen mußte.

Als wir eingetreten waren, hieß er mich niedersezen und hohlte eine Flasche Wein, aus der er mir so viele Gläser aufnöthigte, daß ich anfing zu taumeln. Ich wollte nun fort, allein unter dem Vorwande, daß er mein Aussenbleiben bey meinem Herrn verantworten würde, hielt er mich noch einige Zeit zurük, und, gleichsam als ob er jezt erst mit Verwunderung bemerkte, daß ich von dem Wein berauscht sey, sagte er: so darf er nicht vor seinem Herrn erscheinen, warte er, ich will ihm etwas niederschlagendes geben, dann wird der

Rausch bald weg seyn, und er kann dann immer gehen.

Ich war so einfältig alles ohne das geringste Mißtrauen zu glauben, und trank das mir als Arzney gegebne Glas hastig hinunter. Aber von Stund an ward ich ganz betäubt, und endlich fehlte mir alles Bewußtseyn.

Als ich — das geschah aber erst am folgenden Tage — wieder zu mir selbst kam, wußte ich gar nicht wie mir war. Ich hörte ein großes Getöse um mich herum, und als ich umher blikte, sah ich eine grosse Menge Menschen in der Stube, deren einige spielten, einige an einem Tische sassen und tranken. Ich begriff schlechterdings nicht wie ich hierher gekommen sey, glaubte, ich träumte noch, und wischte mir die Augen mehr als einmal aus, aber ich war immer wieder da, wo ich erst gewesen war. Mir fiel endlich ein, daß ich mich berauscht gehabt hätte, und ich stellte mir vor, der Fremde, bey dem ich war, würde mich haben in die Wirthsstube bringen lassen, um da ausschlafen zu können; ich stieg daher auf und wollte geschwind zur Thür hinaus wischen. Allein ich ward sogleich zurükgetrieben, und erfuhr nun, daß ich weit von Erfurth weg, und unter den, für Amerika bestimmten Rekruten sey. Ich war, wie ich hernach bey längerer Bekanntschaft mit dem Unter-Officier hörte, von jenem Fremden während mei-

ner Betäubung in einer Chaise hierher gebracht und gegen ein Stük Geld an den Werber überlassen worden.

Daß ich ausserordentlich lamentirte, werden Sie, ohne meine Betheurung, glauben, allein es war nun nichts zu thun. Ich mußte mir gefallen lassen, mit zum Sammlungsort zu marschiren und, als wir vollständig waren, mich einschiffen zu lassen.

Nach und nach ward ich das Leben gewohnt und endlich gefiel es mir dabey. Wir waren glüklich in unserer Fahrt und ich kam, nebst andern, wohlbehalten und von Krankheit nicht sonderlich mitgenommen, an den Ort unsrer Bestimmung. Wir blieben erstlich lange liegen, dann gingen wir weiter Land ein, und da gab es immer etwas zu schiessen. Bald hatten wir einen kleinen Vortheil, bald unsere Feinde. Muthen Sie mir aber nicht zu, Ihnen die Orte, wo ich gewesen bin alle zu nennen, und alle Stellungen, die wir gehabt haben, zu beschreiben, denn um ersteres habe ich mich so wenig, wie die meisten meines Gleichen bekümmert und, um lezteres zu können, gehört mehr als meine Kriegskenntniß. Wir gingen hin wohin wir commandirt wurden, und überliessen das übrige unsern Anführern. Ich kam bey allen Vorfällen jederzeit unverwundet davon, endlich erhielt ich doch eine Blessur, durch die mein linker

Arm steif ward. Zu dem Soldaten-Handwerk war ich nun nicht mehr zu brauchen, ich erhielt daher meinen Abschied und Anweisung auf eine gute Pension, und meine Officiers beschenkten mich alle so reichlich, daß ich ein ansehnliches Stük Geld zusammen brachte.

Da ich gute Bekanntschaft hatte, so blieb ich bey einem Freund, der ein Kaufmann war, half ihm in seinen Geschäften und verdiente hübsches Geld dabey. Mein Freund hatte eine Schwester, mit der ich bald sehr vertraut ward. Wir wurden eins, einander zu heyrathen, ihr Bruder willigte mit Freuden ein, und das eheliche Band war bald zwischen uns geknüpft.

Ich und mein Schwager trieben die Geschäfte gemeinschaftlich und ich lebte lange sehr vergnügt. Aber vor dem Jahre, um die jezige Zeit, hatte mein Glük ein Ende. Es riß in unsrer Gegend ein anstekkendes Fieber ein, das viele Menschen und auch meine Gattin und zwey Kinder, die wir mit einander gezeugt hatten, wegraffte. Ich ward nachher auch krank, genaß aber bald wieder, so wie alle die, die das Fieber später befiel.

Nun war meines Bleibens hier nicht mehr, ich und mein Schwager sezten uns friedlich auseinander und ich trat meine Rükreise in mein Vaterland an, bin auch ohne irgend etwas unangeneh-

nehmes zu erfahren, glüklich in die hiesige Gegend zurükgekommen.

Ich war auf dem geraden Weg zu Ihnen, als ich meinen Bruder so unvermuthet und zu meiner großen Freude hier antraf. Denn durch seine Bekanntschaft habe ich ein Pläzchen gefunden, wo ich auf die Zukunft meine Nahrung finden kann. Er hat mir nämlich Gelegenheit verschafft, die Erlaubniß zur Errichtung eines neuen Kramladens an hiesigem Orte zu erhalten, und ich habe auch schon meine Sachen so eingerichtet, daß ich nächstens einen wohl ausgefüllten Laden werde öffnen können.

Da die Straße, wo ich wohne, keinen Handelsmann weiter hat, so werde ich sehr gut fahren, zumal da ich im Stande bin, meine Waare alle wohlfeiler geben zu können, als ein jeder andrer hier, und ich überdieß die Gesinnung habe, daß bey einem kleinen Profit mehr Vortheil sey, als bey einem großen. Und so bin ich denn mit meinem Schiksale wohl zufrieden und verlange von dem entdekten Adel unsrer Familie so wenig, wie mein Bruder, der Professor. Zur Glükseligkeit ist es ja nicht unentbährlich ein von vor seinem Nahmen zu haben. —

Ich war weitläuftig, aber ich weiß daß es Ihnen nicht unangenehm seyn wird. So bald nun mein Bruder wird abkommen können, so werde

de ich die Freude haben, Ihnen die Hände zu küssen. Und diese wird, da die Nachricht von dem Ableben meiner Schwester Aemilie ungegründet ist, weniger getrübt seyn, als sie ausserdem gewesen seyn würde.

Zweyhundert und zwey und sechzigster Brief.

Der Steuerrath Rhode zu Sternheim an den Professor Müller zu J.

Ich hatte mir schon, ehe ich Ihren Brief erhielt, meinen Schwager aufzusuchen, vorgenommen: weil ich ihn aber in Sommerhayn vermuthete, und auf einen, dahin abgeschikten, Brief keine Antwort erhielt, so ließ ich es anstehen. So bald ich aber von Ihnen Nachricht erhielt, eilte ich, um ihm nachzureisen, da ich nun gewiß glauben mußte, daß er sich nicht in Sommerhayn befände.

Ich reiste einige Tage umsonst herum, endlich hatte ich Spuren von ihm, die dennoch auf Sommerhayn zu führten, wo er auch wirklich vorher gewesen ist. Ob ich nun gleich wußte, daß er da nicht mehr seyn konnte, so sah ich mich doch genöthiget, meine Tour darauf zu zu richten. Ich war aber nicht gar lange Zeit geritten, als ich in einem Dorfe wegen übler Witterung absteigen mußte.

Hier war kein Gasthof, und ich kehrte in dem ersten Bauernhause ein. Beym Absteigen sah ich in dem obern Stübchen einen Menschen hinter dem Fenster stehen, den ich fast fur meinen Schwager hielt, so wenig, wie ich ihn da vermuthen konnte. Ich erkundigte mich bey dem Bewohner des Hauses, wer oben wohne, erhielt aber die Versicherung, daß es sein Sohn sey, der vor kurzem krank nach Hause gekommen wäre. Ich sezte kein Mißtrauen in diese Erzählung, und würde, da der Himmel sich ausheiterte, ohne viele Umstände wieder weggeritten seyn, wenn mich nicht ein Ungefähr länger aufgehalten hätte.

Es kam nähmlich das Gerücht ins Dorf, daß draußen eine Menge Soldaten vorbey marschirten, und da trieb die Neugierde alle meine Wirthsleute hinaus vor das Dorf, um zu sehen, was passirte. Nur ein altes Mütterchen, das hinter dem Ofen saß, blieb mir zur Gesellschaft übrig. Da ich doch so ganz ohne Abschied nicht fortreisen wollte, so ließ ich mich mit ihr in ein Gespräch ein, so sauer mir auch die Unterredung mit ihr ward. Denn sie hörte nicht wohl, und ich mußte daher gar mächtig schreyen, sie selbst aber sprach leise, so, daß ich immer doppelt fragen mußte, und der dritte Mann würde schwerlich haben bestimmen können, wem unter uns beiden es eigentlich am Gehör mangle. Sie erzähle mir,

daß sie des Hausbesitzers Großmutter sey, und nach einer langen Relation von den, sie und ihre Familie betreffenden Umständen, die ich mit Geduld eines Märtyrers anzuhören wußte, kam ich dann für meine Person auch auf den jungen Menschen zu reden, der nach der Angabe des Wirths sein Sohn seyn sollte. Und siehe! zu meiner Verwunderung erfuhr ich von ihr, daß der Mann gar keine Kinder habe.

Dieß machte mich aufmerksam und mein erster Gedanke, daß ich bey meiner Ankunft in der am Fenster bemerkten Mannsperson meinen Schwager gesehen hätte, ward wieder rege in mir. Ich fragte die alte Matrone weiter, wer denn der junge Mensch wäre, der oben wohne, und hörte, daß ihr von dessen Aufenthalt gar nicht einmahl etwas bekannt sey.

Die Sache kam mir begreiflicher Weise bedenklich vor, und ich entschloß mich kurz, gerade hinauf zu gehen und zu untersuchen, ob ich nicht wirklich Recht gehabt hätte, wenn ich bey meinem Absteigen meinen Schwager hinter dem Fenster zu erblikken glaubte. —

Als ich in das obere Stok kam, hörte ich, daß das Schloß an der Stubenthür abgeschlossen ward, und meine Vermuthung erhob sich nun zu mehrerer Wahrscheinlichkeit. Gerade zu mochte ich gleichwohl nicht gehen, ich ging daher um die

Stubenthür herum, unschlüssig, was da anzufangen sey. Endlich fiel mir ein kleines Astloch in die Augen, das die Thür hatte, ich schlich mich hinan, um den Bewohner dadurch zu beobachten, und siehe! da saß mein Schwager auf einem Lehnstuhle, ohne sich zu rühren. Nun machte ich Lärm haußen und rief ihn bey seinem Nahmen. Er wollte erstlich lange nicht antworten, endlich aber machte ich es zu arg, und er kam geschlichen, um die Thür zu öffnen. Ich hielt ihm eine weidliche Strafpredigt über seine Robinnsonnade, und wollte ihn sogleich mit mir nehmen; aber er erklärte sehr ernstlich, daß er nicht von der Stelle gehen würde.

„Auch nicht, wenn Aemilie noch lebt, rief ich?“

„Ist dieß mein Schwager, der mich bey meinem Leiden noch spotten kann, antwortete er?“

„Nicht spotten, sagte ich, lieber Ernst, hier lesen Sie diesen Brief. (Ich reichte ihm Ihr Schreiben an mich.)

Jezt hätten Sie bey mir stehen und beobachten sollen, wie ein Affekt nach dem andern sich in seinem Gesichte ausdrükte.

Mit gefalteter Stirne und überhangenden Lippen nahm er den Brief in die Hand. Nach und nach ging eine Runzel nach der andern weg, die Stirne ward glatt, die Lippen gingen, um sich

zum

zum Lächeln zu formen, zurük, Erstaunen über die unerwartete Nachricht dehnte seine Augenlieder in die Höhe. Endlich nahm die tiefste Freude seine ganze Bildung ein, und zeichnete jeden Zug mit ihrem Stempel. Er fiel mir um den Hals, weinte wie ein Kind, und wußte keine Worte vorzubringen, als:

„Ach ist es möglich, lebt sie noch!“

Ich sah wohl! daß ich in den ersten Stunden seiner Empfindungen nicht viel vernünftiges mit ihm würde sprechen können, und wollte eben hinabgehen, um mich zu erkundigen, ob ich und mein Pferd diese Nacht Quartier haben könnten, als der Hauswirth zur Thür herein trat. Er machte Miene mich darüber zur Rede zu sezen, daß ich da so gerade heraufgelaufen sey; aber Rosenfels fiel ihm nm den Hals, erstikte den Bauer fast mit Küssen, die er ihm auf seine haarigten Wangen drükte und schrie immer dabey: „sie lebt noch, sie lebt noch!“

Der Mann war, wie ich gleich sah, von der Sache unterrichtet und freuete sich so, daß er Thränen vergoß. Er war auch sehr wohl zufrieden, daß ich mit meinem Pferde bey ihm übernachten sollte.

Aber, „sagte er hierauf zu Rosenfels,“ was wirds werden, wenn der Kriegesmann wird kommen thun?“

Rosenfels erschrak über diese Erinnerung und ich konnte aus der Sache nicht klug werden, bis mir mein Schwager erzählte, was mit ihm nach der Zeit, da er Aemilien begraben zu sehen geglaubt hatte, vorgegangen war.

Als er Sommerhayn verließ, hatte er den Entschluß gefaßt, geraden Wegs unter die Soldaten zu gehen, um seinen Tod zu suchen. Er ging nach K** wo er wußte, daß Werber lagen, aber bald mußte er matt und krank sizen bleiben.

Sein jeziger Wirth kam mit einem Wagen daher gefahren, und, da er ihm sein Unvermögen weiter zu kommen entdekte, nahm er ihn mit sich hierher, und gab ihm sein oberes Stübchen ein. Er bezeigte vieles Mitleiden gegen ihn und mein Schwager entdekte ihm endlich seine ganze Geschichte und den Entschluß, in Kriegsdienste zu gehen, wenn er von seiner Schwachheit wieder hergestellt seyn würde. Der Bauer wollte ihm dieses Vorhaben ausreden; da er aber nichts bey ihm ausrichtete, so schlug er ihm endlich vor, einem ihm sehr wohl bekannten Officier, der sich in der Nachbarschaft befand, wissen zu lassen, was er Willens sey, und versicherte ihn, daß er bey diesem am besten ankommen würde.

Rosenfels war das wohl zufrieden und vor einigen Tagen, bis dahin es sich mit seiner Besserung verzogen hatte, erhielt der Officier Nachricht,

richt, und er versprach in kurzem selbst zu kommen, um meinen Schwager abzuhohlen.

An alles dieß hatte Rosenfels in seiner ersten Freude nicht gedacht, und nun, da ihn der Bauer daran erinnerte, wußte er sich nicht zu helfen, denn die Soldatengedanken waren ihm jezt zusammt den Todesgedanken vergangen.

Ich fragte unsern Wirth, was bey der Sache zu thun seyn möchte, er wußte aber auch keinen Rath. Wir beschlossen zulezt, einen Boten an den Officier abzuschikken und ihm zu melden, daß der Rekrute gestorben sey. Das ward denn auch ins Werk gesezt, allein, ehe noch der Bote zum Hause heraus kam, stieg schon der bestellte Officier vor der Hütte ab, und kam, in Begleitung eines Unter-Officiers, herein getreten.

Kein Mensch wußte, was er ihm auf seine Frage, wo der Mann sey, der bey ihm Dienste nehmen wollte, zu antworten hätte. — Ich entdekte endlich dem Officier die ganze Sache, und bat ihn, es geschehen zu lassen, daß Rosenfels bey der Veränderung seiner Umstände sein Wort zurüknehmen dürfte. Er war immer gefällig genug, und erklärte sich, Rosenfels gern frey zu geben, wenn wir ihm einen andern Mann dafür stellen würden. Allein damit war uns auch nicht geholfen, denn wo sollte nun der Mann herkommen?

Ich

Ich machte mich zulezt an den Unter-Officier, versprach ihm Handgeld und alle Kosten zu geben, wenn er sich diese Nacht bemühen würde, einen Rekruten an meines Schwagers Stelle zu schaffen, und, so gefährlich es jezt für einen Soldaten ist, so allein in diesem Geschäfte herumzugehen, so bewegte ich ihn doch daß er meine Bitte erfüllte, und der Officier willigte ein. Er verkleidete sich nun und ging aus, und wir warteten zwischen Furcht und Hoffnung bis gegen Morgen auf seine Zurükkunft.

Endlich kam er, und hatte richtig gefunden, was er gesucht hatte. Die Sache kostete zwölf Louisd'or und mein Schwager war so frey, wie der Vogel in der Luft. Wir nahmen dann von unserm wohlthätigen Wirthe Abschied, und weil ich meine Frau noch in Sommerhayn vermuthete, so reiseten wir, und zwar, wie sich das gebühret, wenn zwey Personen nur ein Pferd haben, wechselsweise zu Pferd und zu Fuß, dahin ab, langten auch glüklich da-selbst an. — Verlangen Sie keine Beschreibung von der Zusammenkunft meines Schwagers mit Aemilien! —

Ich fand da den Hofrath von Baumann, der um Aemiliens Schwester nachsucht, meine Frau aber war schon abgereiset und Helene sagte mir heimlich ins Ohr, daß mein Weib meine Zurükkunft wünsche. Ohne mich also länger aufzuhalten, reisete

seze ich wieder nach Hause und bin auch glüklich angekommen.

Wie weit aber mein Schwager mit Aemilien gekommen ist, weiß ich nicht, weil ich das Ende ihrer Traktaten nicht abwarten konnte. Doch zweifle ich nicht an ihrer Vereinigung, wenn nur denn auch mein Schwager gleich eine Versorgung hätte! Daran hat er gewiß zur Zeit eben so wenig, als dort im Dorfe an seine Rekruten-Geschichte gedacht, vielleicht gar nicht geahndet, daß er ohne Amt keine Frau nehmen könne. Und nun will ich das Leidwesen sehen, wenn er mit ihr zu Rande seyn und ihm dann dieß einfallen wird. Da wird das Lamentiren da capo gehen, und ich weiß wahrlich nicht, wie ihm jezt geholfen werden könnte.

Der junge Helbig in Arnswalde hat das Unglük gehabt, von den Rebellen mitgenommen zu werden. — Mir ist bange, daß ich in der Folge ein gleiches Schiksal zu erwarten habe. — Doch das sind die Folgen der jetzigen Gährung und ich werde durch Bekümmerniß nichts ändern.

Leben Sie nun recht wohl und schätzen Sich glüklich, daß Ihr Stand nicht so leicht etwas von den jetzigen Greueln zu fürchten hat.

Zweyhundert und drey und sechzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedliz an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Daß ich mich über die Wiederherstellung Ihrer Aemilie eben so, wie über Ihres verlohrnen Sohnes Wiederkunft gefreuet, herzlich gefreuet habe, werden Sie gewis ohne meine Versicherung glauben. Also still davon, weil ich mit Ihnen jezt mehr zu sprechen habe.

Sie wissen, daß Ihr andrer Sohn, Alexander, in hiesige Gegend gekommen ist, und, zufälliger Weise, auf meinem Schlosse seine Gattinn angetroffen hat, so wie auch dieß, daß er in dem Wahn, als ob sie mit einem andern ganz verbunden und für ihn auf ewig verlohren sey, sogleich von hier abgereiset ist, ohne nur eine Spur zu lassen, wohin er sich begeben hat. Denn ein Schreiben, das er an mich schikte, enthält, daß Ihnen der ganze Hergang der Sache von ihm gemeldet worden sey. Aber den Zusammenhang der Geschichte wissen Sie noch nicht.

Alexanders Weib, die Schwester des van der Hardt, eben diejenige Fremde, von der ich Ihnen schrieb, und die sich unter dem Nahmen einer Dorothea von Ofen bey mir einen Aufenthalt ausbat, ist

ist bey jener unglüklichen Schiffarth, so wie Ihr Sohn, gerettet worden, und hat einige Zeit mit dem Capitain und mehrern von dem gescheiterten Schiffe auf einer wüsten Insel zugebracht.

Glüklicher Weise kam der Bruder des Capitains auf seiner Fahrt in jene Gegend, nahm die übrig gebliebne wenige Mannschaft nebst Ihres Sohnes Gattinn auf und brachte sie nach Amsterdam. Unterwegs aber starb der Capitain des gescheiterten Schiffs und sezte seinen Bruder und Ihre Schwiegertochter zu Erben einer, nicht unbeträchtlichen, Hinterlassenschaft ein. In Amsterdam theilten sich die beyden Erben in des verstorbnen Nachlaß und Alexanders Gattinn, die nun von des verstorbnen Capitains Bruder schied, dachte nun, sich in ihr Vaterland zurükzubegeben und bat mich deshalb, sie aufzunehmen.

Aber ehe noch meine Anwort ankam, hatte sie der Capitain wieder aufgesucht, und sie gebeten, ihm ihre Hand zu geben. Bey ihrer gänzlichen Ueberzeugung, daß ihr Gatte schon lange in den Meerswellen begraben liege, war es, in ihrem jetzigen Zustande, wo sie sich ganz verlassen sah und noch nicht wissen konnte, was sie von meiner Seite zu erwarten hätte, kein Wunder, wenn sie der Bitte eines sonst um sie verdienten Mannes nachgab. Und das that sie denn endlich auch und verlobte sich mit ihm. Sie machte jedoch dabey

zur Bedingung, daß sie vor ihrer gänzlichen Vereinigung mit ihm erstlich in ihr Vaterland reisen und sich um ihre Familien-Angelegenheiten erkundigen dürfte.

Ihr Bräutigam war dieß zufrieden und beschloß indessen eine Seereise zu thun, und nun erwartete Dorchen, Ihre Schwiegertochter, meine Antwort auf ihre Anfrage. Diese traf gleich nach des Capitains Abfahrt ein und nun hielt sie nichts von der Rükkehr in ihr Vaterland ab. Sie trat ihre Reise an und hinterließ ihrem Bräutigam die Nachricht, daß sie zu mir gegangen sey und er ihr hierher folgen sollte.

Sie war nicht lange bey mir, als einst in der Mitternacht sich zwey verirrt habende Fremde bey mir melden ließen, deren einer den andern nebst seinem Bedienten von Räubern gebunden und beraubt im Walde angetroffen, befreyt und mit sich in seiner Chaise hierher genommen hatte. Lezterer war der Bräutigam Ihrer Schwiegertochter und ersterer Ihr Sohn. Dieß entdekte sich am folgenden Morgen, als sie bey uns frühstükken sollten.

Den Auftritt, der da vorkam, kann ich Ihnen nicht beschreiben! Doch werden Sie Sich wohl vorstellen können, was bey einer Zusammenkunft zweyer sich liebenden Gatten, die einander schon lange als tod betrauert hatten und nun sich dennoch wiedersehen, aber in dem Verhältniß wie

hier,

hier, wiedersehen — neben einem auf der einen Seite vermutheten zweyten Gatten und auf der andern Seite neben einem, gegründete Ansprüche habenden, Verlobten sich wiedersehen!

Nach allen Umständen mußte Ihr Sohn glauben, sein Dorchen sey schon ganz mit ihrem Capitain verbunden und ich selbst wußte nicht anders, weil sie nach ihrer ersten Erzählung den Ausdruk brauchte, sie habe dem Capitain ihre Hand gegeben.

Alexander verließ uns daher gleich und reisete fort, um dem ihm unerträglichen Anblik einer geliebten und doch für ihn verlohrnen Gattinn, eben so wie seines Nachfolgers, zu entgehen, und ich muß gestehen, daß ich ihn nicht zurük zu halten suchte, weil ich seinen Entschluß, sich nunmehr zu entfernen, billigte.

Sein Weib sank gleich beym Anfang der Scene in Ohnmacht und wir hatten bis zum andern Morgen mit ihr zu thun, ehe sie sich einiger Massen wieder erhohlte.

Ihre erste Frage war, wo ist mein lieber Mann? Ich glaubte, sie redete vom Capitain und da dieser in den Wald gelaufen war, so sagte ich ihr, daß er bald kommen würde. Allein bald folgte die andre Frage, wo ist der Capitain? und riß mich aus meinem Irrthum.

Ich wußte erst nicht, ob ich ihr ihres Mannes Entfernung entdekken durfte, endlich aber sagte ich ihr doch gerade heraus: „ihr Mann ist fort, weil es ihm unerträglich war, eine ihm so liebe Person vor sich sehn zu müssen und sie doch nicht mehr die Seinige nennen zu können.“

„Was“ antwortete sie“ nicht mehr die Seinige! Ach schaffen Sie ihn wieder: Er bleibt mein Mann und meine Verbindung mit dem Capitain hebe ich auf.

„Können Sie denn das“ fragte ich?

„Warum nicht? wir sind noch nicht Mann und Frau. Jezt, da ich mich von meinem Entsetzen wieder etwas erhohlt habe, danke ich Gott, daß die Vollziehung meiner Ehe mit dem Capitain noch nicht erfolgt ist. Was würde denn erst die Zusammenkunft mit meinem Manne auf mich gewirkt, was würde ich als das Weib eines andern empfunden haben, da ich als dessen Braut so viel empfand! Ach lieber Mann, schaffen Sie mir meinen Gatten wieder.“

Nun sah ich ein, daß ich gleichwohl albern gehandelt hatte, daß ich nicht erst die, jedem Menschenkopf in diesem Falle so natürliche Frage, ob das Band zwischen diesen Personen schon ganz geknüpft sey? an den Capitain oder an Dorchen gethan hatte, ehe ich Ihren Sohn wegließ.

Fast

Fast sollte man nicht glauben, daß in dergleichen Lagen der Hauptknote so lang unaufgelöset bleiben könne. Es geht aber das Ding ganz natürlich zu. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Eindruk auf ihre Tochter, wenn sie nur Braut, nicht Weib eines andern war, beym Anblik ihres Gatten, so außerordentlich groß seyn sollte, nahm also daher, daß sie so gar betroffen war, ihre Verehligung für ausgemacht an. Und so bald sich der Mensch etwas als gewiß in den Kopf gesezt hat, dann ahndet er die Nothwendigkeit einer Frage gar nicht. Auf der andern Seite war es eben so, der Capitain und seine Verlobte stellten sich gar nicht vor, daß ich sie für mehr als Brautleute hielt und so konnte denn auch der Gedanke von der Nothwendigkeit einer Erklärung in ihnen gar nicht rege werden.

Aber was war nun zu thun? Ihre Schwiegertochter brach in ein neues Lamentiren über die Abwesenheit ihres Mannes aus und da der Capitain, der nach seiner Zurükkunft vom Herumirren — denn er lief seit vier und zwanzig Stunden beynahe beständig auf dem Felde und im Walde herum — sogleich erklärte, daß er, so schmerzlich es ihm auch falle, dennoch seine Ansprüche auf Alexanders Gattinn aufgebe, so mußte ich schon Anstalten treffen um ihn aufzusuchen. Allein bisher ist alles unser Nachspüren umsonst gewesen.

Ich suchte ihn zulezt in Hamburg und schrieb deshalb an einen Bekannten, aber, bey aller Mühe, die dieser anwandte, war er doch nicht zu erfragen gewesen. Jezt sollen Sie sehen, ob Sie Ihren Sohn auftreiben können, vielleicht ist er wohl gar in Sommerhayn. Wäre dieß, so hätte ich abermals einen Bocksstreich gemacht, daß ich nicht zuerst an Sie mich wendete. Sey's wie's sey! Wenn er nur da wäre! Das arme Weib jammert gar sehr um ihn.

Der Capitain ist wieder abgesegelt. Nun muß ich Ihnen aber auch dessen Geschichte erzählen. Er ist, als er beynahe, jedoch ohne dieß zu wissen, Zedliz erreicht hatte, von Spizbuben angehalten und ganz beraubt worden, so daß die Bösewichter, die ihn überfielen, (worunter selbst der Postillon war) so gar, nachdem sie ihn und den Bedienten gebunden und in das Gebüsch geschleppt hatten, mit Chaise und Pferden davon gefahren sind. Ihr Sohn kam an dem nähmlichen Abend in die Gegend, ohne gleichfalls zu wissen, daß hier herum ein mir zugehöriges Gut liege, hörte die gebundenen Fremden winseln, suchte sie auf und befreyte sie, wie ich schon gesagt habe.

Ich traf sogleich in jener Nacht die möglichsten Anstalten dem Diebsgesindel nachzuspüren. Drey Tage ward mit vieler Sorgfalt der ganze Wald durchsucht, weil die Spur des Wagens sich

in selbigem verlohren hatte und dadurch die Wahrscheinlichkeit entstand, daß sich die Räuber in irgend einem dikken Gebüsche, deren es hier herum viele gibt, noch verborgen hielten. Schon schien die Bemühung der Leute fruchtlos zu seyn und ich war in grosser Verlegenheit, weil mir das Schiksal des Capitains nah ging, der außer seiner Börse nichts an Vermögen mehr hatte und doch gern so bald als möglich diese Gegend verlassen wollte.

Allein in der andern Hälfte des dritten Tages, war einer meiner Jäger so glüklich das Nest der Bösewichter auszuspüren.

Er kam an ein Dikkigt, das ganz undurchdringlich schien, fand jedoch, als er sich mit vieler Mühe etwas hinein gearbeitet hatte, daß nicht durch die bloße Natur dieser Plaz so unzugänglich gemacht worden, sondern daß Kunst hinzugekommen sey. Das machte ihn denn immer begieriger. Gleichwohl mußte er endlich von weiterm Vordringen abgehn, denn seine Kräfte waren erschöpft. Er ging aber zurük, nahm mehrere, die da herum waren und zu den Streifenden gehörten, zu sich, und hieß ihnen Aexte mitnehmen.

Jezt bahnten sie sich durch Niederhauung des ihnen entgegenstehenden Gebüsches einen Weg und kamen endlich plözlich auf die Spitze einer rund herum gehenden Vertiefung der Erde worin ein kleines Häuschen stand. Die Höhe war zu steil

um hineln gehen und zu groß um hinein springen zu können, es ward also nach einer Leiter geschikt und während dessen übersah der Jäger den Plaz ganz genau und fand, daß die ganze Höhe desselben überall im ganzen Zirkel herum so unzugänglich sey, wie der Plaz, den sie nun betraten, vorhin gewesen war. Es war ihm daher unbegreiflich, wie die Bewohner dieses Hauses ihren Eingang in dasselbe finden könnten. Fast schien es ihm gar, als ob dieß Häuschen vor Zeiten versunken oder verlassen worden und durch das aufgeschossene Gesträuch so verstekt worden sey; aber die Spuren der Kunst, die er bemerkt hatte, standen ihm wieder entgegen. Er schikte endlich, ohne die beyzuschaffende Leiter zu erwarten, einen der bey ihm sich befindenden Leute an mich ab und ließ mich fragen, ob ich nicht das Sonderbahre selbst sehen wollte.

Ich machte mich gleich mit dem Capitain dahin auf und gelangte an den Plaz, da die Leute schon vermittelst der Leiter hinunter gestiegen waren. Ich folgte nach und fand die seltsamste Erscheinung.

Das Häuschen, das keinen Eingang hatte, mußte durch Einschlagung einiger Felder die, so wie die andern, aus übereinandergeschränkten Stükken Holz und Bretern bestanden, geöffnet werden. Beym Eintritt fand sich, daß ohne Licht hier gar

nichts gesucht werden konnte; denn kein Tageslicht fiel hinein, weil es keine Fenster hatte. Es ward ein Zweig von Kieferholz von der Höhe geholt und angezündet; dann gingen wir hinein.

Stellen Sie Sich die Verwunderung vor, die uns einnahm, wenn Sie von mir erzählen hören, was wir da sahen!

Die Oeffnung die wir gemacht hatten, traf gerade ein kleines Vorsälchen und ein, mit einem hölzernen, von innen und von außen geöffnet werden könnenden Riegel versehene Thür war das erste, was wir erblikten. Wir öffneten sie und traten ein. Welcher unerwartete Anblik! Ein Gerippe von einem schon lang entschlummerten Menschen, woran nichts als das Knochenwerk noch zu sehen war, lag auf der Erde gestrekt auf einem alten morschen Sak. In der ganzen Stube so wie in zwey, auf beyden Seiten anstoßenden Kämmerchen war nichts zu sehen, nur ein alter Tisch und Stuhl, standen ganz verfallen in ersterer.

Kein anderer Gedanke konnte nun dieß Räthsel auflösen, als der, daß dieß eine Einsiedlershütte gewesen sey, deren Bewohner vor vielen Jahren hier seinen Geist aufgegeben hatte. Durch die Länge der Zeit war ihr Zugang von allen Seiten verwachsen und der Eremit mußte, da er wahrnahm, daß seine lezte Stunde heran nahe, die Thür des Häuschens mit Holz und Bretern

ver-

verwahrt haben, um Thieren, vielleicht auch Menschen den Eintritt zu verwehren.

Wir standen alle da, versunken im Nachdenken und stumm, und schienen stillschweigend für ausgemacht angenommen zu haben, daß dieses kein Aufenthalt der Räuber seyn könnte. Aber jener Jäger, der sich die Sache vom Anfang an so angelegen seyn ließ, stöberte noch eine Abtheilung aus, die eine kleine Küche war und hier fanden sich glimmende Kohlen. Die konnten doch von einem schon lang verstorbnen Einsiedler nicht noch angeblasen seyn, also war so viel gewiß, daß noch lebende Personen an dieser Wohnung Antheil hatten; aber wohin sie geschwunden waren und auf welchem Wege das geschehen sey, war unbegreiflich, da nirgends ein Ausgang zu finden war.

Ich sah überall aufs genaueste nach, und entdekte endlich einen Behälter zwischen der Stube und der einen Kammer. Wir brachen hier auf und fanden allerdings vieles Gut allerley Art, obgleich von verschiednem Werth, aber — was das beste war — meines Capitains geraubte Chatoulle, wiewohl sein Coffre fehlte. Froh über diese Entdekkung beschloß ich für meine Person die fernere Untersuchung aufzugeben, ließ aber meine Leute da und ging mit dem Capitain zurük. Nur einige, die die aufgefundenen Sachen wegschaffen und

mei-

meinem Gerichtshalter überbringen mußten, begleiteten uns.

Ich hatte wirklich über die gemachte Entdekkung des entwendeten, sehr beträchtlichen, Geldkästchens meines Gastes mehr Freude, als er selbst. Der Gram über die nothwendige Scheidung von seiner, ihm so lieben Braut ließ keinen erheiternden Gedanken in seine Seele kommen, obgleich sein Schiksal das traurigste gewesen seyn würde, wenn er seiner ganzen Baarschaft beraubt geblieben wäre.

Als wir zu Haus angekommen waren, machte der Capitain sogleich Anstalt zu seiner Abreise. Er nahm mit mir die Abrede, wohin ich seinen Coffre, wenn er sich noch finden würde, addreßiren sollte und reisete am andern Morgen, ohne Abschied von seiner Braut zu nehmen, fort.

Kaum war er weg, als die Nachricht bey mir einlief, daß meine Leute das Räubernest richtig ausgespürt und das ganze Geheimniß mit dem Häuschen ohne Thür entdekt hätten.

Ich machte mich sogleich auf den Weg, um die Sache selbst in Augenschein zu nehmen und siehe! in dem Fußboden der Kammer war eine ganz unbemerkbare Treppe zu einem unterirdischen langen Gang, der einst das Bette eines kleinen Flußes gewesen seyn mogte und zu einem, in einer ganz andern Gegend befindlichen, mit Dor-

nen bewachsenen und mit darum liegenden Steinen nach Gefallen leicht zu bedekkenden Ausgang führte.

Dadurch haben also die Räuber ihren Hin- und Herweg genommen und so war es denn auch kein Wunder, daß meine Leute keinen habhaft werden konnten. Denn natürlicher Weise haben sie sich, sobald sie merkten, daß sie verrathen waren, durch ihren Ausweg retirirt. Also war das hingelegte Gerippe nichts als ein Blendwerk, wodurch wir von fernerer Untersuchung abgehalten werden sollten. Es würde dieß auch geschehen seyn, wenn die glüenden Kohlen nicht Verräther gewesen wären. Indessen ist in diesem unterirdischen Gange noch manches und unter andern auch des Capitains Coffre, jedoch erbrochen und halb ausgeleert, gefunden worden. — Also mußten sie mit der Chaise und den Pferden doch einen, uns unbemerkt gebliebnen, Ausgang im Walde gefunden haben.

Aber noch einmahl gesagt! Machen Sie nun ja Anstalten, daß Ihr Sohn wieder beykommt, seine Gegenwart wird nunmehr auch in Reinstein nöthig seyn, da Hardt, dessen betrübtes Ende mir viele Thränen gekostet hat; unter solchen verwirrten Umständen aus der Welt gegangen ist.

Wenn die Verbindung Ihrer Helene mit dem Hofrath von Baumann zu Stande kommt, so bitte ich Sie um Nachricht von dem Tag ihrer Vereinigung. Wenn kein ganz besonderer Umstand eintritt, so bin ich gewiß mit meinem Weibe auf der Hochzeit zugegen. Versteht sich, wenn Sie uns verlangen. Jezt bin ich im Begriff für einen guten Freund eine Reise zu thun, ich werde aber, wie ich hoffe, nicht lang ausbleiben. Nach meiner Zurükkunft bitte ich Sie recht sehr, mir Ihres Feldpredigers Lebensgeschichte zu schikken.

Leben Sie wohl lieber Mann! Ich wünsche Ihnen gute Nachricht von Ihrem Sohne, dem Lieutenant.

Zweyhundert und vier und sechzigster Brief.

Helene Müllerinn zu Sommerhayn an Charlotte Rhodinn zu Sternheim.

Ach liebe Freundinn, wären Sie doch noch länger bey uns geblieben, damit ich jezt im Stande wäre, meine Klagen in Ihrem Schoose auszuschütten und an Ihrem Busen zu weinen!

Sie wissen, wie lange es gewährt hat, ehe sich mein Herz von dem Andenken an Falken losreissen konnte; und nun, da dieß endlich so weit geschehen ist, daß ich mich entschließen konnte, dem Amtmann Sturz bey seiner Anwerbung für Baumann meine Einwilligung zu geben; da ich mich bisher bemühet habe, nur an Baumann, als meinen künftigen Gatten zu denken, damit ich die Wünsche meines Vaters befriedigte; da ich endlich mit meinem Herzen dahin gekommen bin, daß ich es würde für eine Pflicht gehalten haben, ihm bey seiner Hierherkunft als eine zärtliche Braut entgegen zu gehen — nun ändert sich die Scene wieder, und ich darf Baumann, wenn er auch heute kommen sollte, meine Hand nicht geben, weil er ein Ruchloser ist, der auf Akademien einen Menschen erstochen hat, und dieß nicht etwa in Duell, sondern im Jachzorn auf seiner Stube. —

Diese Nachricht habe ich von einem guten Freunde, der mit ihm studirt hat. Soll ich mich mit einem Mörder verbinden? Ach Liebe, ich leide sehr! — Noch weiß mein Vater von der Nachricht nichts, die mir gegeben worden ist. Ich habe gute Gründe, sie ihm zu verhelen; aber wie werde ich es anfangen, daß ich mein gegebnes Wort, ohne diesen redlichen Alten zu beleidigen, wieder zurüknehme? — Er hat es schon an mir gemerkt, daß ich die Gesinnung nicht mehr habe; wie

wie ehemals, und hat meinen Wankelmuth getadelt; aber wenn er die Ursache wüßte, so würde er wohl anders gesinnt seyn.

Ach rathen Sie mir, was fange ich an? Ich fürchte an jedem Tage Baumanns Ankunft, und wie wird es dann werden?

Ich schikke diesen Brief heimlich an Sie ab, und bitte recht sehr, mir durch diesen Boten Antwort zu geben.

Zweyhundert und fünf und sechzigster Brief.

Sabine Hermänninn zu Lauerthal an Friderike Hellbig zu Arnswalde.

Nun ist mein Unglük aufs höchste gestiegen. Meine Herrschaft, meine gute Frau Oberstinn ist hier plözlich gestorben, und ich bin wieder ganz ohne Stütze, ohne Freund, ohne Dienste.

Ach was leide ich, liebe Frau! Ich weiß keinen Ausweg in meinem Elende zu finden. O daß ich meinem guten Lieutenant in die Ewigkeit folgen sollte, wohin er wahrscheinlicher Weise gegangen ist. — Mit Thränen lege ich mich nieder auf das Lager und finde keine Ruhe; mit Thränen

steige ich wieder auf, und die Ueberzeugung, daß ich am heutigen Tage Abend eben so Hülflos seyn werde, als ich am gesterigen war, macht mich zur Elendesten meines Geschlechts.

Was wird es noch mit mir werden! Wenn ich nur einiges Unterkommen finden könnte; aber das wird schwer halten. Die Arbeit meiner Hände, mit der ich einer Herrschaft bisher Dienste leisten konnte, wird mir künftig nicht mehr so leicht werden, wie sonst: denn ich habe meine Augen durch das viele Weinen sehr verdorben, und in meinen Diensten habe ich wenig zurüklegen können. — Was habe ich da für eine schwarze Zukunft vor mir!

O daß Gott sich meiner annehmen möchte! — Er wird es ja wohl thun, ich bin ja auch sein Geschöpf, und seine Hand, die so vielen Millionen Kreaturen in ihre Nahrung gibt, wird doch auch für mich ein Körnchen haben. — Dieß weiß ich, und doch finde ich keine Ruhe; so verzagt ist mein Herz.

Wenn Sie mir doch rathen könnten, geehrteste Frau! — Ich wage es, Sie hierum zu bitten, weil ich Ihr Mitleidvolles Herz gegen Unglükliche kenne. Vielleicht wissen Sie in Ihrer Gegend ein Unterkommen für mich. Ich will wenig, wenn ich nur aufgenommen bin. Vielleicht ist auch meine übrige Lebenszeit kurz. —

Empfeh-

Empfehlen Sie mich dem Mitleiden Ihres Herrn Gemahls.

Zweyhundert und sechs und sechzigster Brief.

Charlotte Rhodinn zu Sternheim an Helenen Müllerinn zu Sommerhayn.

Lassen Sie Sich durch die Ihnen gemachte Entdekkung ja nicht irre machen, und bleiben Sie immer bey dem Worte, das Sie einmahl Sturzen gegeben haben. Ihre Nachricht kommt, wie Sie leicht schließen können, von keiner Person her, die eine redliche Denkungsart hat, und daher kann sie auch keinen Glauben verdienen. Wer weiß, was Ihr Währmann für Absichten darunter hat, Sie von Baumann zu entfernen. Wenn die Sache auch an sich ganz wahr seyn sollte, wie Ihnen gemeldet worden ist! so ist doch warlich derjenige ein schlechtdenkender Mensch, der Verlobten solche Entdekkungen macht, die wahrscheinlicher Weise keinen Einfluß auf das Glük des Ehestandes haben.

Gesezt es wäre die Geschichte ganz wahr, wie sie Ihnen erzählt ward, gesezt Ihr Bräutigam hätte so etwas begangen, bürgt Ihnen nicht sein, Ihnen schon lang bekannter, guter Lebenswandel, daß er seine That unendlich bereut haben muß? Und in dem Fall muß man ja zu geschehenen Sachen das Beste reden. Und zu welchem Ende geschieht Ihnen die Entdekkung? Aus wahrer Freundschaft, weil der Hinterbringer Sie in Baumanns Händen für unglüklich hält? Dieß gewiß nicht! Seine Absicht kann nicht gut seyn, und Sie dürfen es nicht dazu kommen lassen, daß er sie erreicht.

Aber nimmermehr glaube ich, daß die Sache ganz so, wie Sie mir selbige erzählen, gegründet ist. O! eine Kleinigkeit macht hier im Hauptwerk viel aus. Ist Ihnen nur ein Umstand verschwiegen oder ein falscher dazu vorgedichtet worden, so müssen Sie freylich alles im falschen Lichte sehn.

Setzen Sie Sich über dergleichen Anschwärzungen (anders kann ich es nicht nennen) weg, und bleiben Sie bey Ihrem vorigen Entschlusse. Ihr Bräutigam ist zu lange und zu gut in Ihrer Familie bekannt, als daß Ihre Freunde Ihnen zu einer Verbindung mit ihm rathen sollten, wenn sie nicht vollkommen überzeugt wären, daß er ein redlicher Mann sey, in dessen Armen Sie glüklich seyn werden.

Folgen Sie mir ja! Wollten Sie jezt wieder wankelmüthig werden, so würde Ihr Charakter in keinem vortheilhaften Lichte erscheinen und Sie würden Ihre Aeltern betrüben. —

Mein Mann ist meinem Bruder nachgereiset und noch habe ich weder von dem einen, noch von dem andern Nachricht. Mir ist für beyde leid. Bey jetzigen Umständen ist dergleichen Herumreisen immer gefährlich. — Vielleicht kommt mein Mann zu Ihnen, und dann bitten Sie ihn, daß er nach Hause eilen möge!

Zweyhundert und sieben und sechzigster Brief.

Der Hofrath von Baumann zu Sommerhayn an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Da eilte ich nun mit Freuden hierher und glaubte eine zärtliche Braut zu finden, aber — ich habe mich betrogen. Helene ist kaltsinnig und zurükhaltend gegen mich, und ich weiß noch nicht einmahl wie ich dran bin, ob sie wirklich meine Braut ist, oder nicht.

Der alte Pfarrer und seine Frau sind sehr freundlich gegen mich, und ich glaube, es an ihrer Stirne lesen zu können, daß sie ihrer Tochter sonderbahre Aufführung betrübt, und daß sie gerne sähen, wenn Helene mehrere Liebe zu mir bezeigte. Sie dauern mich, und ihrentwegen thue ich es, daß ich noch einige Tage hier abwarten will, außerdem würde mich Helenens Kälte bald wieder weggetrieben haben.

Es stekt etwas hinter der Sache, es mag auch seyn was es will. Denn das kann ich aus allen Umständen schließen, daß Helene, sich mit mir zu vereinigen, fest entschlossen gewesen und daß die jetzige Veränderung erst vor kurzem erfolgt ist. Ich muß sehen, wie ich das Geheimniß entdekke. Die Aeltern werden mir ja wohl selbst dazu behülflich seyn!

Aemilie bekümmert sich auch über ihre Schwester und sähe gern, wenn sie weniger zurükhaltend wäre. Ich habe mich bey ihr sehr angelegentlich erkundiget, was doch immer mit Helenen vorgegangen seyn müsse; sie versichert mich aber, daß sie gar nichts wisse und schon oft umsonst versucht habe, Sie zur Erklärung zu bringen.

Heute ist auch der Steuerrath Rhode mit seinem Schwager, Rosenfels, hier angekommen, und, wenn ich nicht sehr irre, so wird dieser und Aemilie ein Paar werden. Sie thun sehr freund-

lich mit einander, und ich verdenke es Aemilien nicht, wenn sie ihm Gehör gibt; denn er ist ein angenehmer Mensch.

Ihre erste Zusammenkunft war sehr rührend. Rosenfels hatte Aemilien für tod gehalten. — Er ist vermuthlich der nähmliche, *) der Ihnen damals die falsche Nachricht von ihrem Ableben gab — noch habe ich nicht deshalb gefragt. — Nun sah er, daß er geirrt halte, sah sie lebend vor sich, und man bemerkte genau, wie gern er seine Freude hätte ausbrechen lassen, wenn ihn nicht die Gegenwart fremder Personen abgehalten hätte. Doch konnte er den Freudenthränen nicht widerstehen, sie drangen ihm ins Aug, und rollten auf Aemiliens Hand, die er mit einem stummen Complimente küßte. —

Aemilie war eben so innerlich gerührt, und suchte eben so wie Rosenfels, zu verhüten, daß ihre Empfindungen nicht in äußerliche Zeichen ausbrächen. Man sah in ihrem Gesichte Züge der Schwermuth, die die Erinnerung an ihres Mannes Schiksal hervorbrachte und Züge einer tiefen Rührung über den Anblik des Jünglings. Sie vermogte eben so wenig, wie er, Worte aufzubringen, und ich habe noch nie eine Zusammenkunft zweyer Personen gesehen, wo man weniger Ausdrükke des Herzens gehört und mehr gesehen hät-

*) S. den CCXLIXsten Brief.

te, als wie hier. Nach und nach aber ward ihr Umgang lebhafter, worauf ich aber alsdenn nicht mehr so geachtet habe. —

Wenn es indessen mit mir und Helenen noch so geht, als wie mit diesen beyden, so zweifle ich nicht an einer doppelten Hochzeit im Müllerischen Hause. —

Könnten Sie abkommen, lieber Amtmann, so wäre es mir eine große Gefälligkeit, wenn Sie gleichsam als von ungefähr hierher reiseten. Sie können in verschiedner Rükſicht bey Entdekkung desjenigen, was Helenens Sinn geändert hat, mehr thun, als ich. In dergleichen Sachen haben Sie überhaupt mehr Gabe als mir die Natur verliehen hat, und ein unintereßirter Mann richtet immer mehr aus. Dann würden wir ja bald sehen, wie das Ding laufen wollte.

Ihr

B

Zweyhundert und acht und sechzigster Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Bald wird nun Dein Mann wieder in Deinen Armen seyn. Ein Commando von der in hiesige Gegend beorderten Cavallerie hat ihn den Rebellen entrissen, diese auseinander gesprengt und ihn wird es nach Arnswalde begleiten.

Ich habe diese Nachricht aus dem Munde des Adjutantens, der dem Fürsten von diesem Vorfall Rapport gebracht hat. Sage ihm, wenn er zurükkommt, daß ich meine Stelle niedergelegt habe und daß er zu meinem Nachfolger ernannt sey und laß ihn ungesäumt hierher reisen.

Nun wird er ja wohl froh seyn, da ihm seine bisherige Station immer nicht behagen wollte. Wenn er sich aber die Vorstellung macht, er werde bey seinem neuen Amte nichts widriges zu erfahren haben, so irrt er sehr.

Das unangenehme, was ihm bisher beschwerlich war, wird ihn zwar nicht mehr treffen, aber hundert andere Dinge werden ihm eben so wenig anstehen. Ueberhaupt glaube doch ja kein Mensch, daß irgend ein Stand in der Welt sey, der keine, oder doch wenigstens eine wenig un-

angenehmere Seite als der unsrige, hätte. Wenn man die Beschwerlichkeiten alle übersehen könnte, die jeder in seiner Lage hat, so würde sich finden, daß, nach einer richtig angestellten Vergleichung, jeder gleiche Lasten trägt.

Der Advokat klagt über die Verdrießlichkeiten, die bey seinem Stande vorkommen, beschwert sich über ungewisse Einnahme, sieht andre, die in Aemtern mit Besoldung sizen, für Götter gegen sich an und wünscht, daß er doch auch ein Mahl ein Amt erhalten möchte. Die Zeit kommt und sein Wunsch wird erfüllt. Mit Freuden verläßt er seinen ersten Stand und kaum hat er sein neues Amt ein Jahr verwaltet, so fängt er schon an, die Vortheile zu berechnen, die ihm entgangen sind und, ehe noch das zweyte Jahr verflossen ist, kann er den Wunsch, wieder in seinem vorigen Verhältnisse zu stehen, nicht unterdrükken.

Er hat mehr Einnahme, aber er findet drum nicht, daß er mehr übrig behält, denn er hat jezt Ausgaben, die er vormals nicht kannte. Er hat einen höhern Rang, aber vorhin war er ein freyer Mann und jezt geht er in den Fesseln der Geschäfte, muß manches in dem Joche der Subordination verschmerzen, von dessen nothwendiger Ertragung in der Stille ihm sonst gar nichts ahndete.

Der Pfarrer auf dem Lande, dem freylich vielmals sein Stükchen Brodt so kümmerlich zugeschnitten ist, daß er wohl oft unter einem Volk Kinder, womit ihn sein Ehebett gesegnet hat, nicht wissen mag, wo ihm der Kopf stehet, ankert mit Rastlosigkeit nach einer Superintendur. „Hernach wirds besser werden“ denkt er.

Sein ängstliches und anhaltendes Flehn wirkt endlich Erhörung; es wird ihm zu Theil, was er wünschte. Nun kommt er in die Stadt, die Sphäre, in der er erst war und in die er jezt tritt, verhalten sich zu einander wie das unterste zu dem obersten. Er kann sich in den Ton der neuen Welt nicht finden, in die er getreten ist, noch weniger will das mit Weib und Kindern fort. Leztere müssen, wenn auch gleich nicht prächtig, dennoch aber um drey Viertheile kostbarer gekleidet gehen, als vorhin und kaum reicht sein jezziges halbjähriges Auskommen hin, dieß zu bewerkstelligen. Ihm selbst legt der Wohlstand mehr Aufwand auf, als er sonst hatte und, nach einer sehr leichten Rechnung, übersieht er bald, daß er jezt zwar ein höheres Einkommen, aber darum kein besseres Auskommen habe. Und schon fängt er an seine Wahl zu bereuen.

Kommt noch endlich gar dazu, daß er sich seinem Amte nicht überall gewachsen fühlt, daß

er mit aller seiner Bemühung sich dennoch wenig oder gar keinen Beyfall erwerben kann, daß man vieles besser als er wissen will u. s. w. dann hebt die Reue über die vorgegangene Veränderung ihr Haupt mächtig empor und, anstatt daß vorhin besseres und geringeres Einkommen gegen einander abgewogen wurden, so werden jezt die ruhigen Stunden gegen die unruhigen gehalten und der, nun zu späte, Wunsch jene wieder mit einem geringern Einkommen vertauschen zu können nagt den Mann und drükt ihn zu Boden. — Und so geht es in andern Fällen auch; jeder glaubt immer, er habe die gröste Last.

Das stelle alles Deinem Manne vor, ich werde es zwar noch mehr thun, ihn zu waffnen, damit ihn seine Veränderung einst nicht gereue, aber gut wird es immer seyn, wenn Du ihm gleich jezt von den neuen Lasten, die ihn erwarten, Nachricht gibst, damit er sich nicht zu sehr freue.

Uebrigens wünsche ich, daß Dein Gatte recht gesund und wohl bey Dir ankommen möge.

Lebe wohl, liebe Tochter!

Zweyhundert und neun und sechzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Professor Müller zu J.

Daß mich deines Bruders Oßwalds Ankunft bey Dir herzlich erfreuet hat, wirst Du Dir leicht vorstellen können. Grüsse und küsse den guten Jüngling von meinetwegen und versichere ihm zu seinem Unternehmen meinen våterlichen Segen. —

Aber nicht nur dieser Dein Bruder ist wieder zum Vorschein gekommen, sondern auch Dein Alexander war wieder nahe bey mir und vorzüglich seinetwegen muß ich jezt an Dich schreiben. Denn Euch habe ich noch und werde schon mehr mit Euch sprechen, aber jener ist mir wieder entrissen.

Alexander hat wunderbare Schiksale gehabt, ist aber vor kurzem in unsrer Gegend glüklich angekommen und könnte sich bey seinem Vater ruhig und wohl befinden, wenn ihn nicht ein Irrthum aus hiesiger Gegend vertrieben hätte. Ich will Dir jezt von seiner Geschichte nur das nothwendigste sagen, und was dazu gehört, Dir Licht über

über den Auftrag zu geben, den ich Dir thun will; das andre wird in der Folge, hoffe ich, bald mündlich geschehen.

Dein Bruder hatte eine, ihm liebe Gattinn, ward von ihr auf einer Reise zur See getrennt und beyde glaubten irrig, durch den Tod auf ewig von einander geschieden zu seyn. Daher kam es, daß sein Weib, weil sie sich für eine Wittbe hielt, mit einem, ihr in mancherley Rüksicht verehrungswürdigen Mann, einem Schifs-Capitain, in ein neues Eheversprechen einging. Durch einen Zufall kam Dein Bruder mit seiner Gattinn und ihrem Verlobten zusammen und alle Umstände gaben ihm die Ueberzeugung, daß sein Weib mit diesem Manne schon in der zweyten Ehe lebe und dieß vermogte ihn sogleich abzureisen.

Jezt ist es offenbar, daß seine Gattinn mit ihrem Capitain noch nicht verbunden sey, dieser ist auch unter diesen Umständen von ihr gleich abgegangen, und Alexanders Weib seufzet nun um ihren Mann. Schon ist seinetwegen und um seinen Aufenthalt auszuforschen, viel gethan besonders aber in Hamburg, wo er sonst lebte und nach aller Wahrscheinlichkeit jezt auch seyn mag, geforschet worden; aber umsonst. Könntest Du nicht behülflich seyn, zu entdekken, wo er sich jezt befindet, oder vielleicht auch Dein guter Bruder Oßwald?

Ich

Ich schrieb Euch, lieben Söhnen, gern mehr, aber die Verhältnisse, in denen ich bin, lassen es jezt nicht zu. Wir kommen ja doch nun wohl bald zusammen. —

Mache ja, daß Du Deinen Bruder ausspühreſt, und laß deinen Oßwald selbst nach Hamburg reisen, wo ich Alexandern, den, seiner Entdekkung halber, daselbst umsonst schon angewendeten Bemühungen ungeachtet, immer noch vermuthe. Da er Kaufmann ist, so wird ihm diese Reise vielleicht ohnehin Nutzen bringen können.

Und wenn ihr etwas ausrichtet, so gebt mir ja sogleich Nachricht, denn eures Bruders Gegenwart ist jezt überall sehr nothwendig.

Zweyhundert und siebenzigster Brief.

Friederike Hellbig zu Arnswalde an Sabine Herrmännin zu S.

Kommen Sie Freundinn! und eilen in meine Arme. Mein Haus und mein Vermögen steht Ihnen zur Zuflucht und zum Gebrauch offen. Gott hat mich mehr gesegnet, als ich verdiene und ich würde seiner Geschenke noch weniger würdig seyn, wenn ich Ihnen nicht alle mögliche Unterstützung von Grund meines Herzens ganz wollte genießen lassen. Eilen Sie zu mir; ich erwarte Sie ohne weitere Antwort und lege Ihnen eine Kleinigkeit zum Reisegeld bey.

Zweyhundert und ein und siebenzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Ich vermuthe, daß der Herr Baron von Lilienthal jezt nicht einheimisch ist und schikke deshalb anliegenden Brief an Sie, um ihm solchen entweder einzuhändigen oder von dessen Frau Gemahlinn

linn erbrechen zu lassen. Die Sache betrifft meinen Sohn Alexander, dessen Geschichte Ihnen bekannt seyn wird.

Bewegen Sie doch seine Gattinn, meine Schwiegertochter, daß sie sich zu mir wendet. Ihre Anwesenheit in hiesiger Gegend ist gewiß unter jezigen Umständen, da ihr ältester Bruder tod und das ganze Vermögen in Administration ist, sehr nothwendig. Um meinen Sohn, Alexander, und seinen iezigen Aufenthalt auszukundschaften, habe ich dem Professor in J. Auftrag gethan. Mit Hülfe seines, für mich so lang verlohren gewesenen und nun wieder erschienenen Bruders, Oßwalds, der ein Kaufmann ist, kann er immer etwas entdekken.

Ich weiß jezt nicht, wo mir der Kopf steht. So vielerley durch einander gehende Dinge sind fast noch nie auf einmahl in meiner Seele gewesen. Freude, Furcht und Hoffnung wechseln unaufhörlich in mir ab.

Der Innhalt meines Briefs an den Herrn Baron wird Ihnen nicht unbekannt bleiben und da werden Sie meine jezige Lage erfahren. Ich thue daher jezt nichts mehr dazu.

Leben Sie wohl!

Zweyhundert und zwey und siebenzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal.

Daß ich durch Ihre Nachrichten ganz in Erstaunen gesezt worden bin, werden Sie leicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem ganzen Vorgang mit Alexandern bey Eingang Ihres Briefs noch nicht ein Wort gewußt habe. Gott weiß es, wie es zugegangen ist, daß die Briefe, die er an mich abgelassen hat und wovon der eine von Zedliz datirt ist, der andre aber gar keinen Ort enthält, erstlich ehegestern und zwar mit einander bey mir angekommen sind.

Gott, welcher Wirwarr von Dingen! — Sie sagen, Sie hätten Sich genau nach den Verhältnissen erkundigen sollen, in denen der Capitain mit meines Sohnes Weib stand, und scheinen darüber, daß Sie es nicht gethan haben, Sich Vorwürfe zu machen; allein wessen Schuldigkeit wäre dieß denn eigentlich gewesen? — Doch wohl zuerst Alexanders!

Ich kann gar nicht begreifen, wie der Mensch da so ganz ohne Ueberlegung davon reisen kann, ohne Sich in der Sache erst näher unterrichten zu lassen! Und das kann ich ihm fast nicht vergeben,

geben, daß, wenn er auch fliehen wollte, er dennoch nicht daran dachte, zu seinem Vater seine Zuflucht zu nehmen. —

Aber was nun zu thun! — Es ist mir sehr leid bey der Sache! Zuverlässig vermuthe ich meinen Sohn wohl in Hamburg, ob er gleich, nach Ihrer Nachricht, daselbst nicht zu erfragen gewesen ist. Denn, ob er gleich mir in seinem leztern Brief ausdrüklich geschrieben hat, daß er sogleich zur See gehen und nie wieder bey Uns an das Tageslicht kommen wolle, so glaube ich dieß doch nicht. Vermuthlich hat er dieß nur gesagt, um uns von Nachforschungen abzuhalten. Könnte er wohl seinen alten Wohlthäter Heinzen vergessen haben? Und überdieß müßte er ja immer wohl erst nach Hamburg, wenn er zur See gehen wollte! — Ich glaube das nicht und vermuthe ihn in Hamburg.

Wahrscheinlicher Weise hat er sein Logis verändert und dazu wird ihm Heinze, der ihn so sehr liebt, gewiß behülflich gewesen seyn. Ist dieses, wie ich glaube, geschehn, so wird es schwer halten, seinen jezigen Aufenthalt zu entdekken. Indessen habe ich meinem Sohn, dem Professor, aufgetragen, daß er sich mit Hülfe seines Bruder Oßwalds bemühen soll, ihn zu entdekken.

Mir ist bange wegen meiner lieben Frau Schwiegertochter! Könnten Sie denn das gute Frauenzimmer nicht bereden, zu mir zu kommen und sich bey mir aufzuhalten, bis es mir gelingt, ihren Gatten wieder auszukundschaften? Vielleicht ist sie an meiner und der Meinigen Seite eher zu beruhigen. Ich wünsche sehr, daß Sie meinen Wunsch, sie bey mir zu sehen, befriedigen möchte.

Ohnehin habe ich Ursache, mich unter jezigen Umständen nach der Gegenwart einer Person, wie Dorchen ist, zu sehnen. Helenens Verhältnisse, in denen sie mit dem Hofrath von Baumann steht, sind noch die nähmlichen, die ich Ihnen jüngsthin meldete. Unerklärlich ist ihr Betragen gegen ihn und unerschütterlich bleibt sie bey der Verweigerung, die Ursachen davon anzugeben. Ich befürchte sehr, daß der Hofrath von Baumann des Dinges bald überdrüßig seyn wird, und wenn ich nicht sehr irre, so lese ich schon den Entschluß, mit Helenen zu brechen, in seinem Gesichte. —

Was soll ich aber dabey thun, soll ich Gewalt brauchen? — Weder ich noch mein Weib sind Aeltern von der Art, die ihrer Kinder Eigensinn in dergleichen Fällen nachsehen, oder wohl gar unterstüzen. Aber, wenn der Vater Abneigung, feste Abneigung seiner Tochter gegen ihren Verlobten siehet, soll er da mit Sturm verfahren,

zu-

zumahl wenn die Ursachen dieser Abneigung wichtig zu seyn scheinen? —

Und das muß ich bey Helenen voraussezen, da sie immer viel Verstand und gutes Herz blikken ließ, und die Person, die Besizerinn dieser beyden Eigenschaften ist, kann kaum einen sträflichen Eigensinn haben, wenigstens wird er dann nicht anhaltend seyn. — Käme mir Alexanders Gattinn zur Hülfe, vielleicht könnte ich durch ihre Beyhülfe wenigstens in der Entdekkung der Ursachen von dem Betragen Helenens weiter kommen.

Aber nun muß ich Ihnen auch eine, Sie angehende, Sache hinterbringen. Es war kein Irrthum, wenn Marianen der Ursprung des Brandes in Dobberlingen zugeschrieben ward; lesen Sie anliegenden Brief *) von meinem Sohn, den er mir nach seiner Entfernung von Zedliz schrieb und Sie werden dieß bestätiget, zugleich aber auch das Schiksal ihres Sohnes finden. — Kaum glaubte ich, daß es außer Marianen und ihrem Advocaten noch Menschen geben könne, die solche verworfne Herzen haben, wenn ich nicht leider! dergleichen schon mehr und noch vor kurzem in dem van der Hardt hätte kennen lernen. —

*) Es war der CCLIIIste Brief.

Ich überlasse Ihnen nun, ob Sie wegen Ihres Sohnes etwa wollen lassen Nachfrage halten. Wäre mein Sohn in Hamburg aufzufinden, so würde er denn besonders hierzu behülflich seyn. — Zugleich ersehen Sie aus der Nachricht meines Sohnes, daß Sie nicht so ganz gute Unterthanen haben, wie Sie glauben und Sie würden doch wohl thun, wenn Sie den Niederträchtigen, der Marianen und ihren Begleiter bey Ausführung jener schändlichen That beherbergte, auszuforschen suchten.

Ein Mann von der Art kann viel Unglük stiften, und gegen seine Bosheiten ist der beste Mann nicht geschüzt.

Uebrigens habe ich über die abentheuerliche Räuberhütten-Geschichte, die Sie mir erzählt haben, mich nicht genug verwundern können. „Was macht der Deutsche nicht fürs Geld" möchte man da wohl sagen! — Ist es nicht Schade, daß dergleichen Leute ihre Gabe zu Kunstreichen Erfindungen — denn so muß man doch wohl immer die mir von Ihnen beschriebene Verschanzung und den Kunstgriff mit dem aufparadirten Todtengerippe nennen — auf solche schändliche Art mißbrauchen? — Es ist zu bedauern, daß Sie die Bewohner dieser so ganz isolirten Behausung nicht erwischt haben. —

Ich bitte Gott, daß er Sie auf Ihrer Reise überall begleiten und Ihnen einen glüklichen Ausgang Ihres Geschäftes schenken möge.

Zweyhundert und drey und siebenzigster Brief.

Sabine Herrmännin zu G. an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Stellen Sie Sich vor, was mir Ihre geehrteste Zuschrift seyn mußte, wenn ich Ihnen die Umstände werde beschrieben haben, unter denen ich sie erhielt. Als ich mein leztes Schreiben an Sie abschikte, glaubte ich nicht, daß meine Leiden vermehrt werden könnten, aber sie wurden es gleichwohl. Hören Sie was mir begegnet ist.

Ich hatte mir nach dem Tode meiner Herrschaft bey einem hiesigen Bürger ein kleines Stübchen im untersten Stokke des Hintergebäudes gemiethet, wohin ich meine wenigen Habseligkeiten brachte. Nachdem ich mein Schreiben, worin ich Sie von meiner Lage benachrichtigte, abgeschikt hatte, ging ich auf ein Dorf; um mich einige Tage bey einem mir bekannten Förster aufzuhalten. Als ich wieder zurük kam, und mein

Stübchen öffnete — Gott! da war ich ausgestohlen worden, und ich fand nichts als die zwey leeren Kasten, worin mein ganzes Vermögen aufbewahrt gewesen war. —

Wie mir bey diesem Anblikke zu Muthe ward, das ist unbeschreiblich. Ich lief weinend zum Hauswirth, er schüzte aber ganz kaltsinnig vor, daß er kein Hüter meiner Sachen seyn und nichts dafür könnte, wenn sich jemand in das Haus geschlichen, und mich bestohlen hätte. Es kam mir unglaublich vor, daß ein Diebstahl der mit Aufbrechen verbunden war, so ganz in Geheim und ohne daß jemand im Hause etwas davon merken sollte, hätte vollbracht werden können, und ging in die Gerichte um die Sache anzuzeigen und zugleich zu vernehmen, ob ich nichts gegen meinen Wirth ausrichten würde. Es saßen zwey Männer da, die beyde die Köpfe bey meiner Erzählung schüttelten, den Wirth für verdächtig hielten, und die Sache zu untersuchen versprachen. Ich ging sehr getröstet von ihnen weg.

Auf der Treppe begegnete mir der Wirth, der nun auch in das Gericht eilte, und ich kehrte wieder um, und wartete auf dem Saale, weil ich glaubte, daß vielleicht meine Gegenwart nöthig seyn dürfte. Allein niemand begehrte mich; der Mann kam nach einiger Zeit wieder aus der Gerichtsstube heraus, und sah jezt so heiter aus, als

er

er vorher verdrießlich schien. Als er fort war, ging ich ihm nach und erwartete in einem andern Hause, wo ich einstweilen aufgenommen ward, die Untersuchung der Sache; allein es kam nicht das Geringste zum Vorschein.

Ich ging daher abermahls in die Gerichte, um eine Erinnerung zu thun, zu meiner großen Verwunderung aber erhielt ich die unvermuthete Resolution: daß ich die Person nicht sey, auf deren Anbringen man gegen einen unbescholtenen Bürger eine Untersuchung anfangen könnte, und da ich mich darauf berief, daß die Herrn doch bey meiner ersten Anzeige diese Gesinnung nicht gehabt hätten, so ward ich gar übel angelassen und endlich mit Gewalt zum Zimmer hinausgewiesen.

Unter Vergießung blutiger Thränen kehrte ich in meine jezige Wohnung zurük und klagte daselbst mein Leid. Ich erfuhr hier, daß mein erster Wirth Gelegenheit gefunden hatte, sich die Gerichtspersonen geneigt zu machen und es ward mir gerathen zu einem Advocaten zu gehen. Ich that es, fand aber wenig Trost. Der erste entschuldigte sich, daß er mir wegen vieler Arbeit nicht dienen könne, der andre sagte, daß er gegen die Gerichte nicht arbeiten und sich dieselben zum Feind machen wolle, der dritte schüzte

seine Verwandschaft mit dem Bürger vor, der belangt werden sollte, der vierte verlangte baaren Kostverlag, den ich nicht aufbringen konnte, der fünfte war selbst des Bürgers Advocat, und — zu den übrigen ging ich nun gar nicht, sondern wanderte Trostlos wieder zurük.

Als ich meinem jezigen Hauswirth erzählte, wie es gegangen war, zog er sich stillschweigend an und ging aus. Nach seiner Zurükkunft versicherte er mich, daß meine Sache nun in einigen Tagen gewiß würde untersucht werden. Es geschah auch. Ich ward noch an dem nämlichen Tage zur Regierung beschieden und um den ganzen Vorgang befragt. Einige Tage darauf erhielten die Personen, bey denen ich meine Klage zuerst angebracht hatte, Befehl, die Sache zu untersuchen; sie befolgten auch denselben: aber ohne den geringsten Vortheil für mich. Denn am Ende kam es dahin, daß der Mann schweren mußte, und — heute schwur er mit so vieler Freudigkeit, daß ich glaube, er hätte für Geld und gute Worte noch einen ganzen Haufen Sachen beschworen, denn er sah sich nach abgelegtem Eide mit einer Miene um, die zu fragen schien: gibts nicht noch mehr zu schwören? —

Ich war nun noch schlimmer daran. Ich sollte die Hälfte Kosten bezahlen, und, da ich dazu nicht einen Heller aufzubringen wußte, ward mir

mit Arrest gedrohet. In der äussersten Angst berief ich mich auf meinen jezigen Wirth, und bat, mich zu ihm gehen zu lassen, um ihn zur Bürgschaft für mich zu bewegen; allein es war nicht daran zu denken, daß ich losgelassen würde, und alles, was ich erhielt, war endlich, daß ein Knecht abgeschikt und der Mann hergerufen ward. Unter tausend Sorgen erwartete ich seine Ankunft, denn ich zweifelte sehr an seiner Bereitwilligkeit zu dieser Bürgschaft. Er kam und wider alles Vermuthen sagte er sogleich für mich gut, und ich ging mit ihm in sein Haus.

Er verbot mir unterwegs seinem Weibe nicht zu entdekken, was er für mich gethan hätte, weil er Verdruß erwarten müßte, wenn sie es erfahren sollte. Ich befolgte sein Verlangen, allein es waren kaum einige Stunden verflossen, als meine Wirthinn den Vorgang gleichwohl wußte. Wie eine wüthende Furie kam sie herein, sprang auf den Mann zu und sezte ihn zu Rede. Ich konnte erst gar nicht begreifen, wie dieß Weib einiger Thaler wegen, die der ganze Gegenstand der Bürgschaft waren, so erschreklich toben konnte und erbot mich, um sie zu besänftigen und dem armen Manne Ruhe zu verschaffen, ihr meine besten und entbährlichsten Kleidungsstükke, die ich auf dem Leibe trug, zur Sicherheit zu überlassen; allein es war umsonst. Das Zanken und

Schreyen ging fort, und zulezt kam es heraus, daß die Eifersucht sie regierte. Sie vermuthete, so lächerlich dieß auch jedermann vorkommen muß, zwischen mir und ihrem Manne, der über sechzig Jahre alt war, ein Liebesverständniß und nichts konnte sie von diesem Verdachte abbringen.

Ich wußte endlich für Jammer nicht wohin, als ihr Geschrey durch ein starkes Anpochen unterbrochen ward. Die Thür öffnete sich, der Briefträger trat herein, fragte, ob eine Hermänninn hier wohne, und gab mir auf meine Versicherung, daß ich diese Person sey, Ihren lieben Brief.

Es war nicht anders, als ob ein Engel zu mir gekommen wäre, als ich ihn erbrach, Ihr gütiges Geschenk fand, das so ganz zu rechter Zeit ankam, und wofür ich Ihnen noch in der Ewigkeit danken werde. Ich bezahlte sogleich die wenigen Thaler Kosten, wofür mein Wirth gut gesagt hatte, dankte ihm weinend und ging sogleich aus dem Hause in einen Gasthof. Hier fiel ich auf meine Knie nieder, brachte Gott mit unzähligen Thränen mein Dankopfer und flehete ihn um den reichsten Segen für Sie, meine größte Wohlthäterinn, an.

Ich erwarte nun noch eine Gelegenheit zum Fortkommen, weil ich, zu Fuß zu reisen, nicht stark und gesund genug bin, und dann komme

ich

ich auf Ihre gütige Einladung zu Ihnen und küsse Ihnen mit dem gerührtesten Herzen die Hände,

---

Zweyhundert und vier und siebenzigster Brief.

Hans von Frankenberg zu Grubheim an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Nun habe ich denn endlich mit meinem bösen Weibe einen Termin gehabt, aber mein Schiksal ist noch wenig gebessert. Ich bin von ihr auf ein Jahr von Tisch und Bett geschieden, muß ihr reichliche Alimente geben; und ob sie gleich offenbahr der schuldige Theil ist, so kommt sie dabey dennoch besser weg, wie ich. So trifft denn ein, was ich mir im Voraus vorgestellt habe. Indessen kann ich über das hiesige Consistorium deshalb keine Klage führen. Aber ich muß Ihnen alles erzählen.

Als wir den Vorstand hatten, da kam denn mein böses Weib in der äußerlichen Gestalt eines

Engels und weil sie und ihr Advocat, den sie mitgebracht hatte, nicht im Stande war, sich Schuldlos zu machen, so affectirte sie die Reuige und brachte es durch ihr Weinen dahin, daß sie das Mitleiden der Mitglieder des Consistoriums rege machte, und nun sollte ich mich durchaus mit ihr wieder aussöhnen. Es ward mir Vorstellung gethan, daß ich dennoch von meiner Frau nach den Gesezen nicht ganz geschieden werden könnte, daß, wenn ich mich bey ihrer Bereitwilligkeit zur Aussöhnung weigerte, sie wieder anzunehmen, die Kosten auf mich fielen, mir auch ein stärkeres Alimentations-Quantum zuerkannt werden würde, und was Ihnen Ihre rege gemachte Weichherzigkeit mehr eingab.

Allein ich kannte mein Weib besser, als daß mich Ihre Thränen hätten rühren sollen, ich wußte, daß dieß alles Verstellung war und verweigerte schlechterdings eine Wiedervereinigung mit ihr, kam aber dadurch bey dem Consistorio, das freylich unter einer solchen Engelmaske, keine Teufelische ahndete, in den Verdacht der Hartherzigkeit und man schien nicht mit mir zufrieden zu seyn. Da aber alles Zureden bey mir umsonst war, so ward endlich der Bescheid gegeben, daß wir auf ein Jahr von Tisch und Bette geschieden seyn sollten, wobey mir die Kosten nebst den Alimenten zuerkannt wurden.

Und so hab ich denn noch lange keine Trennung einer Ehe zu hoffen, die für mich die unglüklichste ist. Das beste bey der Sache ist denn noch, daß ihr, auf mein Nachsuchen, auferlegt worden ist, während der Trennung einen andern Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen und sie hat auch bereits bey einer hiesigen Pfarrer-Wittbe ein Logis gemiethet, wohin ich ihre Kleider schikken soll, welches ich sehr gern thun werde. Nun kann ich denn doch ruhig nach Hause reisen und meine Geschäfte besorgen.

Aber ist es nicht ein Fehler daß es Geseze gibt, die den Menschen nöthigen in dem grösten Marterstand zu bleiben? Sollte man nicht solche ganz mißrathenen Ehen ohne viele Umstände gleich trennen? Geschieht dadurch Gott ein Dienst, wenn man das Band des Ehestandes unter solchen Umständen für unauflöslich hält; gewinnt der Staat etwas dabey, wenn man den Menschen zwingt, in einer unglüklichen Verbindung tausend Lasten zu tragen? — Ich sollte es nicht meinen. Doch was ist zu thun? Wer weiß auf welche Art noch der erste Wunsch meines Herzens befriediget wird!

Ich erzählte Ihnen lezthin von dem Prediger, der aufrührische Predigten gehalten hat und muß Ihnen doch fernere Nachricht, so weit ich sie habe, von ihm mittheilen. Er sollte arretirt werden,

den, ist aber entwichen und hat sich zu einer Rotte Rebellen geschlagen, die ein Mensch, der ein Student seyn soll, anführt. Diese haben sich auf einen Berg, wo ein altes Haus stehet, und dessen Besizer von ihnen nach einigen Nachrichten ermordet, nach andern geschlossen und in den Keller gesperrt worden ist, ordentlich verschanzt und man sagt, daß sie da schwer zu überwältigen seyn würden, weil der Berg sehr unzugänglich und hoch sey. Ich weiß nicht, was es für ein Ort ist, aber ich bin doch der Meinung, die dahin abgeschikten Kriegsmänner werden mit den Aufrührern bald fertig werden. Gestern hieß es, das Nest wäre schon weggenommen und die Rebellen zum Theil getödtet, zum Theil gefangen, zum Theil zerstreut worden; es ist aber noch nichts gewisses.

Wie weit geht die Wuth der Leute! hier herum fängt es an, ruhiger zu werden, da man bereits einige Duzend solcher unruhiger Köpfe in die Karre geschmiedet hat und nun haben sie Zeit und Gelegenheit, von ihrem Schwindel geheilt zu werden. Gleichwohl möchte ich jezt an die Stelle manches Landesherrn nicht seyn. Welcher Kummer muß seine Seele nagen, wenn er dem Ausbruche des Aufruhrs entgegen sieht, was muß er fühlen, wenn er wirklich ausbricht und er sich dann genöthiget siehet, seine Unterthanen durch

ihre Brüder angreifen und tödten zu lassen! Wie gebeugt wird er oft in der Einsamkeit vor Gott die Hände ringen, und über die Bösewichter Thränen vergießen, die das Band zerreißen das sie an ihren Herrn, als wie das Kind an seinen Vater bindet! Das beste ist denn doch, daß allen dergleichen Unternehmungen immer bald ein Ziel gesteckt wird. —

Ich werde nun in einigen Tagen von hier abgehen und, wenn ich sicher reisen kann, einen Umweg machen, um Sie, lieber Herr Pfarrer! zu besuchen. Herzlich würde ich mich freuen, wenn ich, sollte es auch nur auf wenige Stunden seyn, an Ihrer Seite wäre. — Leben Sie wohl und grüßen Ihr ganzes Haus!

Zweyhundert und fünf und siebenzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sommerhayn an den Professor Müller zu J.

Ich lag tief im Abgrunde, lieber Professor, und stehe nun auf dem höchsten Gipfel aller meiner Erwartungen. Mir ist zu muthe — ja, wenn ich das beschreiben könnte! — ungefähr so, Freund,

wie's demjenigen seyn mag, der sein ganzes Vermögen bis auf eine Kleinigkeit im Spiel verlohren hat, und nun mit diesem, unter Zähnknirschen und Fußstampfen noch auf ein Blatt gesezten Rest, sein verlohrnes Geld wieder gewinnet.

Wie mir das alles jezt in meiner Sele durcheinander gehet, das kann ich Ihnen nicht ausdrükken. War mir vorher alles schwarz, was ich um un neben mir sah, so ist nun alles hell um mich her. —

Denn Sie, deren Besitz die Summe aller meiner ersten und schönsten Wünsche ist, sie lebt noch und — für mich! Ja, Aemilie, die Göttliche, an deren Seite Engelglük strömt — ist mein, ja! sie ist mein! Immer streitet euch, ihr Grossen, um Länder und Ehre, ihr werdet doch, und wenn ihr Ströme Menschenbluts vergießet, kein solches Gut erringen, wie nun mir zu Theil worden ist. — Glüklicher ist kein Mensch unter der Sonne als ich bin und ich glaube, daß nicht je einer von Anbeginn der Welt es war. An Aemiliens Seite wandle ich nun einer Zukunft entgegen, in die ich wie in ein Meer von Seligkeiten blikke. Sie ist mein, wenn die Sonne den jungen Tag über die Berge führet, mein, wenn der freundliche Mondesschimmer die Fluren begrüßet! Was für Wonne wird mein ganzes Wesen durchströmen, wenn sie nun ganz mein seyn wird, wenn

früh,

früh, um sie zu wekken, meine Lippen ihren Engelmund berühren, wenn wir denn, Hand in Hand und Arm in Arm geschlungen, dem kommenden Frühling auf erwachenden Hügeln, dem Sommer in der vollen Aehre, dem Herbst im lachenden Apfel entgegen sehen und dann die Natur in ihrem Schlafkleid bewundern werden! Ach, bester Professor! mein Zustand ist der Vorhof der Vollendung der Seligen.

Nur eins unterbricht manches Mahl meine Freude und trübt diesen glüklichen Zustand. Freund, wissen Sie nicht gleich, was ich meine? — Mir fehlt eine Versorgung, die ich ja doch erst haben muß, ehe Aemilie mein ganzes Eigenthum werden kann. Doch ist meine Freude zu groß, als daß ich solchen Gedanken lange nachhängen könnte. Wer weiß, wie es fernerhin geht. Ich zweifle nun an nichts mehr. Das Glük, das mich so unerwartet in Aemiliens Besitz brachte, kann mir ja auch wohl eine Versorgung verschaffen. Es muß ja nicht gleich seyn.

Aber meine übermäßige Freude läßt mich vergessen, daß ich Ihnen tausend Dank für Ihre Liebe zu sagen habe, die Sie an mir bewiesen haben. Von Ihnen kommt mein Glük her. Denn hätten Sie nicht so zur rechten Zeit meinem Schwager Nachricht gegeben — wo wäre ich jezt! — Ach lieber Mann, gedankt sey Ihnen mit dem

 freu-

freudigsten Herzen für Ihre Vorsorge. So lange ich lebe, werde ich Sie für den Schöpfer meines Glüks halten.

Ich habe mich entschlossen, Ihren Bruder Alexander aufzusuchen und deshalb selbst nach Hamburg zu gehen und gebe Ihnen deshalb Nachricht, damit nicht Ihr anderer Bruder eine vergebliche Reise mache. Morgen gehe ich ab und da soll alles so eilfertig zugehen, wie es nur möglich seyn will; denn lange kann ich Aemilien nicht missen.

Mit Ihrer Helenen Heyrath wird es wohl nichts seyn. Es hat sich ein Mißverständniß zwischen ihr und dem Hofrath von Baumann angesponnen, das nicht scheint gehoben zu werden, zumal da sie gar nicht entdekt, was sie von Baumann abgebracht hat. —

Nun leben Sie wohl, lieber Freund. So bald ich zurük gekommen bin, erhalten Sie wieder eine Zuschrift von mir.

Zweyhundert und sechs und siebenzigster Brief.

Der Lieutenant Müller auf dem Dornbusche an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Meine erste Soldaten-Expedition, ist recht gut abgelaufen, lieber Vater! Hören Sie meine Erzählung!

Als wir von Haßstadt ausmarschiren sollten, kam die Nachricht, daß eine Anzahl Aufrührer sich, unter Anführung eines jungen Menschen, auf den Dornbusch gemacht, daselbst sich durch Holz, Steine und Erde verschanzt und die Absicht hätten, alle aufrührisch gesinnte an sich zu ziehen und dann mit vereinten Kräften zur Verwüstung und Zerstörung des Landes aufzubrechen. Zugleich war ausgekundschaftet worden, daß sich bey dieser verwegenen Rotte der Pfarrer Ludwig von Eichenthal befände, der wegen gehaltner aufrührischer Predigten hatte arretirt werden sollen, aber entwichen war. Es war daran gelegen dieses Elenden habhaft zu werden und unser Bataillon bekam Ordre sogleich eine Division auf den Dornbusch zu schikken, um die Rebellen zu züchtigen und den Herrn Pfarrer beym Kragen zu nehmen.

Ich bekam das Commando und ging gleich vom Bataillon mit meiner Mannschaft ab, erreichte auch bald den Fuß des Berges, auf dessen Gipfel das Haus stand, welches die Aufrührer eingenommen hatten. Die erste Hälfte des Berges war bald erstiegen, aber nun fanden sich viele Schwierigkeiten; denn das Gesindel hatte eine Art von Verhau gemacht, und es war nicht so leicht durchzudringen.

Indessen daß unsre Leute da arbeiteten, umging ich mit einigen andern die hintere Seite des Berges und fand da einen zwar ungleich steilern aber dennoch freyern Weg auf die Spitze desselben. Die Rebellen verhielten sich ruhig und es war oben nichts zu sehen. Jezt beschloß ich, auf der andern Seit von einem Theil der Mannschaft zum Schein fortarbeiten zu lassen und mit der andern diesen neu entdekten Weg hinanzudringen. Das geschah denn und wir erreichten die Höhe glüklich. Kaum hatten wir sie erstiegen, so fiel das Gesindel aus dem Hause heraus und stellte sich uns mit allerhand Waffen entgegen. Der Pfarrer und der sogenannte Commandeur der Rebellen hatten Pallasche und wollten wüthend auf uns einhauen; allein die gefällten Bajonetts meiner Soldaten trieben sie zurük und es war ihnen nichts übrig, als sich ins Haus zu retiriren. Denn den einen Zugang hatten wir besezt und, wenn sie

de-

den andern Weg hätten wählen wollen, so wären sie der andern Mannschaft, die sich nun bald durchgearbeitet hatte, in die Hände gekommen. Wir drangen ins Haus ein und das erste, was ich nun thun zu müssen glaubte, war, der beyden Häupter sich zu bemächtigen. Der Pfarrer hieb nach mir als ich auf ihn einging, aber er traf nur die Ekke meines Hutes und in dem Augenblik hieb ich ihn so über den Kopf daß er zu Boden sank. Einige andere Rebellen wurden durch Bajonet-Stöße niedergestrekt und nun schrie alles um Gnade. Die Anzahl der Bösewichter war bey weitem nicht so groß, als man gesagt hatte; indessen waren sie doch weit stärker, wie wir. Ich ließ sie alles, was nur irgend einer Art Waffen ähnlich sah, ablegen zum Theil haußen und zum Theil in der untern Stube bewachen, wohin auch der Pfarrer gebracht und, so viel es sich wollte thun lassen, verbunden ward. Aber nun fehlte uns noch der andere Anführer. Ich ließ das Haus von außen besetzen und durchsuchte mit noch einigen andern alle Winkel, endlich ging ich auch in die Keller.

Hier fand ich zu meinem Erstaunen einen alten Mann auf der Erde liegen, der um Erbarmung flehete. Er konnte nicht gehen und ich ließ ihn herauf in die obere Stube tragen, da er mir denn mit schwacher Stimme folgendes erzählte. „Das Haus

hier ist mein Eigenthum und ich hab es mit meinem Weibe seit vielen Jahren ruhig bewohnt. Mein einziger leiblicher Sohn hat diese Ruhe gestört. Er hat mir viel Verdruß gemacht und da ich ihn deshalb nicht wieder annehmen wollte, weil ich ohnehin nicht wußte, woher bey meinen kümmerlichen Umständen das Brod für ihn herzunehmen sey; so ist er vor einigen Tagen mit andern bey mir eingebrochen, hat mich mit Schlägen gemißhandelt und in den Keller getragen, woraus ich, weil ich auf beyden Beinen lahm bin, in meinem Leben nicht wieder gekommen wäre, wenn sie mich nicht gerettet hätten. Was der Bösewicht mit seiner Mutter gemacht hat, weiß ich nicht. Mir hat er die ganze Zeit ein Stükchen Brod und ein Glas Wasser gebracht. Aber jezt sehe ich, daß das Vergeltungs-Recht nicht ausbleibt, ich habe meinem Vater auch gar übel mitgespielt. Jezt thut mirs freylich leid und ich sehe ein, wie ich mich versündiget habe; aber nun ist es zu spät. Doch der liebe Gott wird mir ja vergeben, der weiß, was ich schon darüber in meinem Gewissen ausgestanden habe."

Hier fing der Alte an bitterlich zu weinen und erregte mein Mitleiden. Ich gab ihm aus meinem Fläschchen ein Glas Brandtewein und andre gaben ihm etwas zu essen, wobey er sich denn sehr erquikte. Nun erkundigte ich mich bey ihm,

wo er denn wohl glaubte, daß sein Sohn sich hier verkrochen haben möchte, da ich ihn schon in allen Ekken umsonst gesucht hätte. Er schien mir ungern etwas zu entdekken; (denn vermuthlich mogte doch noch ein Zug väterlicher Liebe, in ihm aufwachen) allein da ich ernsthaft in ihn drang, so sagte er mir, in dem andern Keller gehe in einer Ekke eine wenig bemerkbare eiserne Thüre zu einem kleinen Gewölbe, und er vermuthe, dahin habe er sich retirirt.

Sogleich ward Licht gemacht und wir gingen hinunter in den Keller, fanden auch bald die Thüre, die aber von innen fest verwahrt war. Ich rief dem Kerl zu, daß er sogleich aufmachen sollte. Im Anfang antwortete er nicht, da ich aber ernstlicher ward, so wollte er sich ins capituliren mit mir einlassen und ich sollte ihm Gnade versprechen. Da ich dieß nicht konnte, so wollte ich Anstalten machen, den Eingang mit Gewalt zu öffnen. Als er dieß hörte, machte er auf, und fiel mir zu Füssen. — An Mitleiden war hier nicht zu denken, er ward also herauf und seinem Vater gebracht.

Er erschrak etwas, da er seinen Vater hier fand und hörte die Strafpredigt, die er ihm hielt, gelassen an. Als ihn aber der Alte fragte, wo er seine Mutter hingebracht hätte? fing er an zu zittern. Es wollte lange keine Antwort heraus;

endlich mußte er gestehen und — können Sie es glauben? er hat sie gleich bey seiner Ankunft von einem schroffen Felsenstükke gestürzt, wo sie, beym Nachsuchen, auch zerschmettert angetroffen ward. Mir schauderte die Haut bey dieser Sache und der Wunsch war bald bey mir rege, den Buben so bald als möglich aus meinen Augen zu schaffen.

Ich traf gleich Anstalt zum Aufbruch und jezt gleich werden wir marschiren, und unsre Arrestanten zum Amte transportiren, um sie da schließen zu lassen. Ehe ich aber hier weggehe, habe ich Ihnen doch den Vorgang melden wollen. — Es wird Ihnen nicht unangenehm seyn. — Leben Sie wohl! Nächstens mehr.

Zweyhundert und sieben und siebenzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sommerhayn an Charlotte Rhodinn zu Sternheim

Sie waren nicht lange von uns abgereiset, als Ihr Mann und Rosenfels bey uns ankamen. Die Empfindungen meines Herzens, die ich bey seinem Anblikke empfand, will ich Ihnen nicht beschreiben,

ben — es würde ein mir unmögliches Geschäfte seyn. Stellen Sie Sich aber vor, daß das lebhafteste Andenken von dem Vorgange in Ihrem Hause und dem traurigen Ende meines Mannes auf einmal in mir erwachen mußte, stellen Sie Sich vor, daß die Erinnerung an jene Trauer-Scene von der Freundschaft, die ich noch immer gegen ihren Bruder fühlte, und vom Mitleiden über seine abgefallene Gestalt durchkreuzet wurde; und Sie werden Sich ein kleines Bild von der Unruhe meiner Sele machen können.

Ich hatte mich fest entschlossen, Ihres Bruders Liebe nicht zu erwiedern, und wenn auch mein Herz widersprechen sollte, ihn standhaft zurükzuweisen, weil ich mich außerdem unangenehmen Urtheilen der Menschen auszusetzen glaubte; ich habe auch im Anfange wakker widerstanden. Zulezt aber wachten doch Empfindungen in meinem Herzen auf, deren Daseyn ich bis daher gar nicht vermuthet hatte. Und diese siegten endlich über meine Entschlüsse. Mit einem Wort, ich schenkte Ihrem Bruder meine Liebe.

Er ist außer sich für Freude, und ich habe gewiß nie Ursache, in Rüksicht auf seinen Charakter, meine Wahl zu bereuen. Denn ich entdekte bis hierher immer noch neue Züge eines großen Edelmuths an ihm, und sein offnes Gesicht, sein freyer Muth bürgt mir dafür, daß bey ihm keine Ver-

stellung sey. Werde ich dann in der Vereinigung mit ihm glüklich seyn, so kann ich mich ja wohl über das Urtheil der Menschen wegsetzen. Ich bin überzeugt, nichts tadelhaftes begangen zu haben. Der Umgang, den ich mit Ihrem Bruder vor dem Tode meines Mannes hatte, war unschuldig, und nach seinem Tode bin ich ja frey, habe lange genug meine Schiksale beklagt, und so werden gewiß Vorwürfe des Leichtsinnes mich nicht treffen können. Ich bin auch nicht die erste Wittwe, die sich zum zweyten Mahle verbindet. Und so sehe ich also nirgends etwas, weswegen mich ein gerechter Tadel treffen könnte, und der ungerechte — welcher Vernünftige wird den achten? —

Es fehlt zwar noch daran, daß Ihr Bruder ein Amt hat, und in diesem Betracht könnte es wohl noch scheinen, daß ich thöricht gehandelt hätte, einem Menschen ohne Versorgung meine Hand zu geben. Allein ich habe vier Tausend Thaler, bekomme von meinem Vater tausend, und mit fünf Tausend Thalern, kann wohl ein Mann, der etwas gelernt hat, sein Auskommen finden. Ihr Bruder weiß diesen Schatz noch nicht, und ich kann desto gewisser überzeugt seyn, daß ihn nichts als Liebe an mich fesselt. Ich habe ihm dieß mit Fleiß verschwiegen, ob ich ihm gleich durch Entdekkung der Sache einige Leiden hätte ersparen können, die ihn, oft mitten

in

in seiner Freude, über den Gedanken niederschlugen, daß es ihm an Amt und Versorgung mangle. Desto gewisser aber kenne ich nun seine herzliche Liebe gegen mich, und weiß, daß, wenn wir auch durch ein unglükliches Schiksal arm werden sollten, ich dennoch bey ihm ein vergnügtes Leben zu hoffen habe. Entdekken auch Sie ihm noch nichts, darum aber bitte ich, daß Ihr Mann es zu vermitteln sucht, daß er etwa ein Pachtamt bekommen möge. Dann, wann alles richtig ist, gönnen Sie mir das Vergnügen, ihm eine unerwartete Freude zu machen.

Aber was ist mit Helenen anzufangen? — Ich hätte nimmermehr gedacht, daß das Mädchen so zurükhaltend seyn sollte! Und, wenn niemand ihr Geheimniß, dachte ich, heraus lokt, so wird sie mirs entdekken. Aber weit gefehlt! Sie geht nicht heraus und hat den Hofrath von Baumann schon so verdrießlich gemacht, daß er nach einem kaltsinnigen Abschied abgereiset ist. Verdenken kann ich es dem Manne warlich nicht, daß er des spröden und sonderbahren Betragens meiner Schwester müde geworden ist; aber schlägt sie nicht recht mit Ungestüm eine der vortheilhaftesten Partien aus?

Wenn sie gegründete Ursache zu ihrer Sinnesänderung hätte, gut, dann würde ich ihr nicht verargen, wenn sie ihr gegebnes Wort zurüknehmen

wollte,

wollte, aber wenn sie diese anzugeben wüßte, warum entdekt sie sich nicht? — Dann wäre ja alles gehoben. Baumann dürfte es ihr nicht übel nehmen und meine Aeltern und wir würden nicht gekränkt. Indessen muß immer etwas besonders vorgegangen seyn, denn ganz ohne Ursache benähme sich Helene gewiß so nicht. —

Sie schenken mir doch zu meiner Vereinigung mit ihrem Bruder ihren Schwesterlichen Segen? — Ja, das thun Sie gewiß.

Die Ihrige

L.

Zweyhundert und acht und siebenzigster Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Daß Ihr Sohn, Alexander, nicht in Hamburg ist, wissen wir nun hier gewiß. Lesen Sie anliegendes Blatt der Hamburgischen Zeitung, worinn er gerufen wird, eine, ihm durch den Tod eines gewissen Heinze angefallene Erbschaft in Empfang zu nehmen. Vielleicht wird in Ihrer Gegend diese

se Zeitung nicht gelesen, oder kommt doch vielleicht spät an Sie, deshalb lege ich sie bey. Denn hätten Sie selbige gelesen, so würden Sie gewiß geschrieben haben. Da ist denn nun nichts zu thun, als alles anzuwenden, daß der Verschwundene wieder beygeschaft werde.

Die arme Dame thut so kläglich über ihres Gatten Entfernung, daß man oft ihre Klagen nicht mehr anhören kann. Gleichwohl will sie sich nicht entschließen für jezt zu Ihnen zu reisen, weil sie theils doch einige Nachricht von dem Aufenthalt ihres Gemahls, theils aber die Zurükkunft des Baron von Lilienthals erwarten will. Dieser hat noch bis daher keine Nachricht von sich gegeben und wir sind deshalb insgesamt in Sorgen, weil das sonst seine Art nicht ist.

Uebrigens ist durch Ihre, von Ihrem Sohne herrührende Nachricht wegen Marianen viel Gutes gestiftet worden. Wir übergaben Ihren an den Herrn Baron gerichteten Brief sogleich dem Gerichtshalter, um das nöthige dabey zu veranstalten, und hören Sie, wie sonderbahr bey der von ihm angestellten Untersuchung alles herging.

Der Gerichtshalter ging, um kein Aufsehen zu machen, in das Haus des Bauers, und wendete vom Anfang verschiedene scheinbahre Ursachen seines Besuchs vor. Endlich aber kam er auf die Frage, ob sich der Mann nicht besinnen könne,

wer an jenem Abend, wo das Feuer in Dobberlingen ausgebrochen sey, bey ihm sich aufgehalten habe. Der Mann fand sich auf diese Frage so betroffen, daß auch ein Richter, der sein Handwerk weit weniger versteht, als unser Gerichtshalter, seine Schuld auf seinem Gesichte lesen mußte. Allein nach wenigen verwirrten Antworten, faßte er sich doch bald so, daß er nun mit der größten Kekheit leugnete, an jenem Abend jemanden bey sich beherbergt zu haben. Der Gerichtshälter fing nun an, specieller zu fragen, aber mit jeder Antwort wuchs die Frechheit des Mannes und er gestand nicht nur nicht das geringste ein, sondern that sogar, als ob er sich über diese Untersuchung mausig machen wollte.

Indem trat ein Fremder herein, bey dessen Anblik der Bauer seine ganze Fassung verlohr und zu zittern und zu beben anfing. Auch der Eingetretne ward so erschüttert, daß er zurük nach der Thüre griff, ob er sie gleich, vermuthlich um sich nicht verdächtig zu machen, augenbliklich wieder fahren ließ. Des Gerichtshalters scharfer Blik, — vielleicht daß er, als Jurist, die Physiognomie eines versunkenen Advokaten sogleich auffassen konnte? — glaubte in dem Fremden jenen Körner zu erblikken und ohne weitere Umstände rief er der, ihn von fern begleitet habenden Wache, und der Advocat

cat ward nebst dem Bauer und seinem Weibe in Arrest gebracht. Allem Ansehen nach stekken sie, vielleicht gar als Anführer, unter der Bande, deren Aufenthalt lezthin entdekket worden ist. Noch haben sie zwar nichts gestanden, aber ich denke, es soll sich mit der Zeit schon geben.

Der Herr Baron wird Ihnen bey seiner Zurükkunft sehr danken, daß Sie Nachrichten ertheilet haben, wodurch es endlich wahrscheinlicher Weise dahin kommen wird, daß die verfluchten und bisher nicht zu unterdrükken gewesenen Räuberbanden ausgerottet werden.

Aber vor allen Dingen bemühen Sie Sich um Ihren Alexander auszuforschen. Er kann doch wahrlich nicht aus der Welt seyn. — Doch sind freylich die Menschen auch in der Welt oft schwer zu finden.

Ihr

F.

Zweyhundert und neun und siebenzigster Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ich bin endlich wieder an der Seite meines lieben Weibes, deren Liebe und die von Ihnen in meiner Abwesenheit eingelaufene Nachricht mich wegen des erlittenen Ungemachs reichlich Schadlos hält. —

Meine Frau hat Ihnen bereits gemeldet, daß der Haufe Aufrührer, die in mein Haus brachen, einen Menschen bey sich hatte, der alle Winkel kannte. Dieser war ein verkleidetes Weib, eben jene Hohberg, die sich Lindenfelds Leichtgläubigkeit zu Nuzen gemacht und ihn bestohlen hat. Es war also kein Wunder, daß sie das Haus, das ich bewohnte, da es ehemahls Lindenfelden gehörte, sehr gut kennen mußte. Sie war mit einem jungen Menschen, der sich Hübner nennt, zu Latterberg im Arreste gewesen, und beyder bestimmtes Schiksal war das Zuchthaus. Sie hatten aber Gelegenheit gefunden, sich an die Rebellen zu wenden, wurden auf dem Wege zum Zuchthause weggenommen, in Freyheit gesezt und folgten ihren Befreyern.

Lieschen Hohberg legte nun Mannskleider an, und suchte sich dadurch beliebt zu machen, daß sie die Aufrührer in mein Haus führte und ihnen da große Schäze versprach.

Ihr Unternehmen gelang ihr nicht und da einige, von den Rebellen an meine Frau abgeordnete, ebenfalls leer zurük kamen, so trug der wilde Haufe kein Bedenken, sowohl die Hohberg als Hübnern an zwey, einander gegenüber stehende Bäume aufzuhenken. Dieß alles wußte ich vorher nicht, und erfuhr es nicht eher, als bis ich durch das abgeschikte Commando den Aufrührern entrissen und auf meiner Rükreise begriffen war. Ich sah da zwey Menschen hängen, erkundigte mich, was das zu bedeuten hätte, und hörte mit Schaudern die Erzählung.

Es bleibt doch selten ein Bösewicht unbestraft. Wer weiß wie oft diese Leute dem Arme des Richters und, so wie noch vor kurzem, dem Zuchthause entgangen waren, und selbst auf dem Wege ihrer Befreyung ihrem Untergange entgegen gehen mußten. Doch ich will nicht in Betrachtungen kommen. —

Unheil habe ich genug während meines Aufenthalts unter der schlechtesten Classe von Menschen empfinden müssen, wovon ich Ihnen mündlich eine nähere Beschreibung geben will.

Unterwegs traf ich den Steuerrath Rhode von Sternheim an, der seinen Schwager, einen unglüklichen Liebenden, aufgesucht und angetroffen hatte. Mir hat der junge Mensch sehr wohl gefallen und mich so eingenommen, daß ich alles thun wollte, um ihn von seiner Schwermuth zu befreyen.

Bey meiner Nachhausekunft ward das Testament meines Vaters geöffnet, und es fand sich, daß er Heymen zum Erben eingesezt hatte. Da nun dieser vor meinem Vater aus der Welt gegangen ist, so fällt dennoch meines Vaters Nachlaß auf mich. Schikken Sie mir sogleich ein Zeugniß von seinem Tode, worin aber die Stunde seines Ablebens bemerkt ist.

Dank sey Ihnen indessen, lieber Vater, tausend mahl für Ihre Liebe und Vorsorge gesagt. Ich freue mich sehr über meine bevorstehende Veränderung, ob ich gleich wohl einsehe, daß ich nicht ohne Lasten bleiben werde, aber ich hoffe doch, sie sollen mir nach meiner Denkungsart nicht so drükkend seyn, als die, die ich bisher trug. Mein neues Amt wird viel von seiner gefährlichen Seite verliehren, wenn ich mich so viel als möglich von allen Verbindungen entferne. Denn nichts ist wohl besser bey Bekleidung eines solchen Postens, als sich von Gesellschaften entfernen. Wir entgehn dann allen Schlingen, die

uns gelegt und die uns gefährlich werden können. Der offne Mann ist gar leicht dahin gebracht, daß er eine Aeusserung wagt, die durch Bosheit und Tükke bald in ein Verbrechen umgeschaffen werden kann, so unschuldig sie in der wahren Verbindung, in der sie vorkam, erschienen seyn würde. Und diese Tükke herrschen nirgends mehr, als bey Hofleuten. Da arbeitet alles nach einem Zwek hin, Mannspersonen so gut wie Frauenzimmer, Herr so gut, als Diener. Ueberall werden Gruben gegraben und niemand stürzt mehr hinein, als die aufrichtigen Leute. — Das alles habe ich von meiner Jugend an in meines Vaters Hause vielfältig erfahren.

Leben Sie wohl, bester Mann! Ich habe das Vergnügen, Ihnen bald die Hände zu küssen.

Zweyhundert und achtzigster Brief.

Der Hofrath von Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Werden Sie Sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich wieder nach Hause gereiset bin, ohne mich mit Helenen verbunden zu haben? Ja es ist so! Ich konnte Ihr sonderbahres Benehmen nicht länger ertragen, und so sehr

ich auch zum Nachgeben geneigt bin, so würde ich doch, wenn ich, durch die Liebe regieret, noch länger mit mir so umgehen ließ, an meiner Ehre gelitten haben.

Ich denke doch nicht, daß ich eine so gar gering zu schäzende Partie bin, daß man nur nach Willkühr mit mir umgehen zu können, glauben darf. Soviel konnte ich doch mit Recht fodern, daß mir die Ursachen eröffnet würden, die zu einer Aufhebung des Ihnen in meinem Nahmen von Helenen gethanen Versprechens gültig sind. Aber da ist nichts heraus zu bringen gewesen.

Noch am Abend vor meiner Abreise machte ich die lezte Probe. Da Helene mir immer auswich, so suchte ich sie mit Aemiliens Hülfe im Garten zu einer Unterredung zu bringen und es glükte mir auch in so weit, daß sie sich mit mir in eine Laube sezte. Ich sah daß sie geweint hatte, fand, daß sie in der jezigen Verfassung, wie wohl alle Menschen die sich durch Thränen Leichterung zu verschaffen gesucht haben, biegsamer war und mit der größten Zärtlichkeit drang ich in sie, mir die Ursachen ihrer Sinnesänderung zu entdekken. Denn ihr melancholisches Wesen überzeugte mich doch, daß sie ihr gegebenes Wort nicht gern brechen wollte; außerdem, dachte ich, könnte sie ja guten Muthes seyn, da sie sich wohl

vorstellen kann, daß ich sie nicht mit Ungestüm begehre.

Allein alles war umsonst. Ich brachte nichts heraus, als ein: Verschonen Sie mich — lassen Sie mich gehen u. s. f. Endlich wandte Sie häusliche Geschäfte vor und verließ mich.

Ich ging zur hintern Gartenthür hinaus auf die da anstoßende Wiese, um nun einen Entschluß zu fassen. Und dieß war bald geschehn. Ich fand mich jezt äußerst beleidiget und glaubte nunmehr keinen andern Ausweg zu haben, als mich sogleich zu entfernen. Es ward mir jezt wohl zu Muth als dieser Entschluß gefaßt war und ich freuete mich über den Sieg, den ich doch einmahl über meine Leidenschaft erhalten hatte. Und doch wär ich beynahe wieder wankelmüthig geworden.

Als ich nähmlich, in Gedanken vertieft, unvermerkt an das Ende der Wiese kam, stieß ich an eine queer herüber gehende Hekke, hinter der einige Personen waren, die mich durch ihr Gespräch aufmerksam machten. Ich blikte durch die Büsche durch und sah ein Bauermädchen neben einem jungen Burschen sizen, die im Taumel ihrer Liebe keinen Zuschauer ahndeten und sich einander auf die offenste aber unschuldigste Art liebkoseten. Hier fuhr mir Helene wieder

wie ein Bliz durch die Seele, der Gedanke, was für Reize des Lebens ich in ihrem Umgange geniessen könnte, bemächtigte sich meiner bey dem Anblik dieser zärtlichen Personen und wie ein Riese trat der Wunsch, sie zu besizen, meinem vorigen Entschlusse entgegen.

Ich ging rükwärts, hatte aber dießmahl doch Manneskraft genug, meine von neuem aufwallende Leidenschaft zu bekämpfen, und schlich mich sogleich auf mein Zimmer, ohne jemand im Hause weiter zu sprechen. Früh Morgens führte ich denn mein Vorhaben auch sogleich aus, nahm von der Müllerischen Familie, ohne meiner Heyrathsgeschäfte mit einem Worte zu denken, Abschied und ging so gleichgültig meiner Wege, als wenn ich nur zum Kirchweyhfeste in Sommerhayn gewesen wäre.

Daß ich nun etwas gleichgültiger gegen Helenen bin, ist wahr. Aber geheilt bin ich drum noch nicht, lieber Amtmann! Es wurmt mir das Dinges doch sehr im Kopfe herum, daß ich sie, die einige, die ich je geliebt habe und die ich je lieben kann, und um die ich mir schon so viele Mühe gab, fahren lassen soll. — Aber es ist nun nicht anders. Ich biete nun die Hände nicht wieder dar, es mag mich immer viel Kampf kosten. Wenn ich nur noch wissen sollte, was Helenen im Kröpfchen herum liefe! Ich mag so viel

hin und her sinnen, wie ich will, ich kann auf nichts kommen.

Morgen, gehe ich nach Schöningen in Ihre Nachbarschaft auf Commission und da hoffe ich ja Zerstreuung zu finden, ob mir gleich das Geschäfte das ich da haben werde, nähmlich, jenes furchtbare Wort: thue Rechnung von Deinem Haushalt, erschallen zu lassen, wenig Vergnügen machen wird. Ich werde Sie, so oft es möglich ist, besuchen, und Ihr freundschaftlicher und heiterer Umgang wird gewiß der üblen Laune, die mich jezt zuweilen mir selbst unerträglich macht, gebieten, daß sie wenigstens eine Zeitlang fliehen muß.

Leben Sie wohl bis dahin.

Zweyhundert und ein und achtzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Uttenhof an die Baronesse von Lilienthal zu Zedliz.

Ich bin glüklich hier angekommen, und habe auch schon viel ausgerichtet. Der Hofrath Redlich

lich war der Mann, an den ich mich gleich wendete, und durch ihn erfuhr ich dann die Geschichte des armen Unglüklichen. Sein wahrer Nahme ist nicht von Randau, sondern von Kronenfeld. Er ist hier erster Archivarius gewesen und hat in großem Ansehen gestanden, ließ sich aber vor einigen Jahren verleiten, einem gewissen Kammerrath Heym eine Urkunde aus dem Archiv zu geben, die dieser in die Hände eines benachbarten Fürsten zum Nachtheil seines Herrn brachte. Kronenfeld, der umsonst alles versuchte, um dieß Document wieder in seine Hände zu bekommen, glaubte endlich, daß doch alles ihm zur Last fallen würde und um allen Folgen seiner, freylich etwas unüberlegten Handlung zu entgehen, verließ er mit Weib und Kind Uttenhof, und machte sich nach Haßstadt, um daselbst verborgen zu leben. Er ward daselbst mit dem Pfarrer Ludwig zu Eichenthal bekannt, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte und hielt sich dann in jener Gegend einige Zeit auf. Wie sehr er sich dabey betrogen hatte, ist Dir schon durch die Wechselgeschichte bekannt. Aber Du kennest gleichwohl den Bösewicht vom Pfarrer nicht ganz. Kannst Du Dir vorstellen, daß der Bube Kronenfelds neuen Aufenthalt ausgespürt, und alles was er von Veruntreuung jener Urkunde wußte, denuncirt hat? Ja, so ist es und das ist die Ursache,

aus

aus der Kronenfeld durch Requisition arretirt und hierhergebracht ward.

Ich habe ihn in seinem Arreste besucht, ihm einen tüchtigen Advocaten geschaft und, nach Versprechungen gewisser Männer von Bedeutung, wird seine Sache gut gehen. Lange schon würde ich dem Fürsten selbst vorgestellt worden seyn, um für den armen Unglüklichen zu bitten, wenn der Herr einheimisch gewesen wäre. Aber er ist schon seit einigen Wochen außer der Residenz und, kannst Du glauben, aus welcher Absicht? — Um seine Unterthanen zu besänftigen, die über den Schaden schreyen, den Ihnen sein Wildpret thut und gethan haben soll.

Es ist mir ganz warm ums Herz geworden, da ich die Erzählungen von den Vorgängen dieser Art hörte. Der Fürst ist, nach dem Zeugniß aller seiner Unterthanen, ein Regent, wie nur aus Gottes guten Händen einer kommen kann. Er ist gnädig und schont, wie es nur immer möglich ist, drükt das Land nicht durch Abgaben um sich Festivitäten aller Arten zu verschaffen, lebt ganz einfach und, wenn ihn nicht seine Würde zum ausserordentlichen Aufwand verbindet, wie ein Privat-Mann. Sein einziges Leidenschaftliches Vergnügen — und welcher Mensch in der weiten Welt hat nicht wenigstens eins — ist die Jagd. Begreiflicher Weise ist damit die Hegung

des Wildprets verbunden. Freylich mag denn dieß wohl die Folgen haben, daß hie und da der Unterthan durch den Fraß des Wildes bey seiner Aerndte leidet. Aber sollte deswegen der gute Bürger des Staats gegen denjenigen Fürsten murren, der in allen übrigen so väterlich gegen ihn handelt, da es zumahl nach hiesiger Verfassung in eines jeden Feldbesitzers Macht stehet, wenn er nur gehörige Wachsamkeit anwenden will, allen Schaden von sich abzuwenden? Ich dächte nicht!

Nun kommt noch dazu, daß die Unterthanen dieses Landes alle ihre Nahrung in der Waldung des Fürsten haben. Holzschlagen, Kohlenmachen, Holz- und Kohlenfuhren sind ihre ganze Nahrung und mit den meisten dieser Beschäftigungen ist die Huth in der Waldung verbunden. Wie wäre es, wenn der Fürst seinen querulirenden Unterthanen sagte: ich will mein Wildpret ganz ausrotten, aber dann soll auch jedes Stük Vieh, das ihr in meine Waldung treibt, niedergeschossen werden. — Ich muß wenigstens bekennen, daß, so lieb ich meine Unterthanen habe, ich dennoch das äußerste thun würde wenn ich bemerken sollte, sie suchten mir das einzige Vergnügen das ich mir verschaffe zu erschweren oder zu verbittern. —

Aber ich bin ins Schwazen gekommen, was geht mich die Sache an? Mags doch jeder machen wie er will. —

So bald der Fürst zurükgekommen ist und ich ihm meine Aufwartung gemacht, auch, wie ich hoffe, für Kronenfeld etwas ausgerichtet habe, schreibe ich Dir wieder, eile aber auch sogleich an Deine Seite. Leb wohl liebes Weib mit unsern Kindern, und gib mir doch einige Nachricht von eurem Befinden; auch wie es mit Oßwalds Gattinn steht, und ob ihr von ihm noch nichts entdekt habt.

Zweyhundert und zwey und achtzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Hamburg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich bin glüklich hier angekommen und, was ausfindig zu machen gewesen ist, habe ich ausfindig gemacht. Der alte Heinze ist gestorben und da er Alexandern zu seinem Erben eingesezt hat, so ist alles versiegelt und Alexander, dessen Aufenthalt hier so unbekannt ist, als bey uns, in den Zeitungen gerufen worden. Es ist also gewiß, daß er auf seiner Rükreise nicht wieder hierher gekommen ist. Aber es muß doch ganzer Ernst angewendet werden, ihn aufzu-

suchen, da ein langes Ausbleiben wegen der Heinzischen Erbschaft gefährlich seyn könnte.

Ich habe mich deshalb entschlossen nach Zedliz zu reisen, und will dann da auszukundschaften suchen, wohin er seine erste Tour genommen hat, dann will ich nachspüren, und es müßte doch sonderbahr zugehen, wenn sein Aufenthalt nicht zu entdekken wäre! Ich werde einen Begleiter auf meiner Reise haben und hören Sie, wer der ist. Es ist der Sohn des Baron von Lilienthal, von dem Ihr Alexander geschrieben hat. Ich lernte den jungen Menschen so kennen. So oft ich in Heinzens Haus kam, traf ich ihn an und er erkundigte sich allezeit nach Ihrem Sohn Alexander und ob er noch nicht angekommen sey. Ich war neugierig, was ihn zu dieser fleißigen Nachfrage bewegen möchte und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. Im Anfang erhielt ich keine bestimmte Antwort von ihm und alles was er gegen mich äusserte, war, er sey diesem Manne gar viel Dank schuldig. Endlich kam ich durch verschiedne Reden auf den Einfall, daß dieß der junge Mensch seyn müsse, den Alexander, von seiner Mutter verlassen, angetroffen hatte.

Jezt fragte ich ihn genauer um die Umstände und da er merkte, daß mir alles bekannt war, so hielt er nicht mehr zurük. Er erzählte mir

nun

nun, daß er in dem Spital, wohin er durch Ihres Sohnes und seines Wirthes Vermittlung gebracht worden war, glüklich curirt und sodann in ein öffentliches Haus gebracht worden sey, wo er sein Brod mit verschiednen Arbeiten verdienen müsse. Der Schluß seiner Erzählung war eine Bitte an mich, daß ich ihn doch ja mitnehmen und in die Gegend schaffen möchte, wo sein Vater sey, und diese war so warm und mit so vielen Thränen begleitet, daß sie mich innigst rührte und daß ich ihm ihre Gewährung zusagte.

Ob ich dem Baron von Lilienthal damit einen Gefallen thue, weis ich nun eben so genau nicht. Geurtheilt nach dem, was die gewöhnliche Denkungsart der Menschen ist, so dürfte ich wohl für die Bemühung, den jungen Menschen zu ihm gelotset zu haben, keine sonderliche Prämie hoffen. Wenigstens, wenn alles gut abgehen sollte, möchte doch wohl die gnädige Frau ihre Stirne in etwas zu Falten gehen lassen. Aber ich kann mir nun einmahl nicht helfen; ich muß dem verlaßnen Burschen mein Wort halten, es mag gehen wie es will. Wär ich an Lilienthals Stelle, so nähme ich wahrlich so etwas nicht übel, es würde mir vielmehr lieb seyn, wenn sich jemand eines leidenden Geschöpfes, das mir das Daseyn zu verdanken hätte, annähme.

Doch

Doch vielleicht irre ich mich in meiner Vorstellung von des Barons und seiner Gemahlinn Charakter. Ich habe ja immer viel Gutes von dieser Familie gehört, und obgleich dieß ein etwas delikater Punkt ist, wo auch das beste Herz oft wankt, so kann es ja doch seyn, daß der Baron mein Unternehmen nicht übel aufnimmt. Morgen reise ich von hier ab und so schnell als möglich. Bey der ersten Spur, die ich von Ihrem Alexander finde, schreibe ich Ihnen wieder.

Leben Sie wohl.

N. S. Die Inlage bitte an Aemilien abzugeben.

Zweyhundert und drey und achtzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Hamburg an Aemilien Lindenfeld zu Sommerhayn.

Was meine hiesigen Geschäfte anlangt und was ich ausgerichtet habe, wird Ihnen Ihr Herr Vater sagen, also nur ein Wort — denn ich habe noch dringende Geschäfte vor meiner Abreise — von meiner Herzensangelegenheit.

Sie sind doch noch meine liebe, gute Aemilie und ich Ihr Ernst? — Ja, mein Herz sagt es mir! Sie können nicht wankelmüthig seyn.

O, wie sehne ich mich nach dem Genuß Ihres Umgangs! Tage, wo ich von Ihnen entfernt lebe, sind mir Monate und Wochen, Jahre. Und doch, wo ich bin, wo ich athme, ist rings um mich herum nichts als ein Meer von Seligkeit, in dem mich die Hoffnungen, auf das beneidungswürdigste Schiksal eines Sterblichen, auf Ihren gänzlichen Besiz, herum schwimmen lassen. Wie wird mir dann erst seyn, wenn Sie ganz mein sind!

Ach, wenn ich doch nur Alexandern erstlich aufgefunden hätte und dann wieder zurük an Ihre Seite eilen könnte! — Ich küsse Sie tausend-

mahl in Gedanken und wünsche Ihnen die beste Gesundheit.

Bald, ja gewiß bald kommt doch die Stunde der Wiedervereinigung und dann:

Was wirds dann seyn,
Wenn ich nun werd an Deinen Busen sinken,
In Deinen Küssen Wolluſtströme trinken! —
So gibt's kein Glük, so glänzend, groß und rein.

Ganz Ihr

L. R.

Zweyhundert und vier und achtzigster Brief.

Helene Müllerin zu Sommerhayn an Charlotte Rhodin zu Sternheim.

Ich habe Ihnen nicht folgen können, liebe Freundinn, wenn Sie mir riethen, die Nachricht, die ich von dem Hofrath von Baumann erhalten habe, nicht zu achten und bey meinem gegebnen Worte stehn zu bleiben. Mein Herz wollte nicht einwilligen, so viel mir auch dagegen mein Verstand sagte und so oft ich mir auch alle Ihre Gründe vorstellte. Und nun bin ich denn endlich durch

meine Standhaftigkeit frey geworden, ohne zur Eröffnung meines Geheimnisses genöthiget zu seyn. Mein zurükhaltendes Wesen hat meinen gewesenen Bräutigam müde gemacht und gestern früh, ist er, nach genommenem kaltsinnigen Abschied, wieder weggereiset.

So sehr ich bisher wünschte, von dem Manne befreyt zu seyn, so wenig kann ich doch jezt sagen, daß mir seine Entfernung ganz gleichgültig wäre. War meine Achtung, die ich bisher gegen ihn zu haben glaubte, ohne daß ich es wußte, wirklich Liebe, oder kommt die jetzige Unruhe meines Herzens von dem Kaltsinn her, mit dem mir nach seinem Weggang meine Aeltern begegnen? weiß ich nicht zu bestimmen. Vielleicht trägt beydes dazu bey. Indessen, wenn ich mein Herz genau prüfen sollte — das kann ich aber jezt nicht — so dürfte ich doch wohl am Ende alles einem geheimen, mir bisher unbekannten Wunsche, daß mein Verbündniß mit dem Hofrath nicht so fürchterlich unterbrochen seyn möchte, zuzuschreiben haben.

Wenn ich nur wissen sollte, ob er ahndete was die Ursache meiner Sinnesänderung sey! Wäre dieß, so wollte ich mich doch beruhigen, außerdem aber muß er sich ein Bild von mir machen, das

weder meinem Kopf noch meinem Herzen Ehre macht; und das beunruhiget mich sehr. —

— — —

Ich konnte vorhin nicht weiter schreiben, weil mich meine Mutter abrief. Ich mußte ihr in ein einsames Kämmerchen folgen und, was ich hier hörte, ist das kränkendste, was ich in meinem Leben erfahren habe. Sie hielt mir meine Aufführung gegen Baumann ernstlich vor und beschloß zulezt mit der Beschuldigung, daß ich mit einem gewissen Officier, der vor kurzem bey uns lag, ein geheimes Liebesverständniß unterhielte.

Diese Sprache hörte ich zum ersten Mahle von meiner Mutter und stellen Sie Sich vor, was ich dabey empfunden habe, wenn ich Sie versichere, daß ich mit diesem Officier, auf keine Art in einer solchen Verbindung stehe. Er ist mein Freund, und ich schätze ihn, das ist wahr, aber von Liebe, zumahl von strafbarer, tadelhafter Liebe weiß mein Herz nichts. Alle Betheuerungen haben die sonst so gute Mutter von meiner Unschuld nicht überzeugen können und ich lese in dem Gesichte meines Vaters und in der Art, wie er mir begegnet, daß ich auch vor ihm nicht rein bin.

Ach, das fehlt mir noch bey meiner Lage, daß die besten Eltern mir ihre Liebe entziehn. Und wenn

wenn nun wohl gar Baumann auch so etwas von mir muthmaßen sollte — was werde ich denn in seinen Augen, was werde ich in den Augen der Welt seyn!

Und doch kann ich mich nicht entschließen, mit meinem Geheimniß heraus zu gehn. Nach meiner Ueberzeugung ist der Verrath eines Freundes, der mir im Vertrauen etwas entdekte, die schlechteste Handlung, mit der sich ein Mensch beflekken kann und ich will lieber alles über mich ergehen lassen, ehe ich ihrer schuldig werde. —

Was thue ich, liebe Freundinn in den fürchterlichen Verhältnissen, in denen ich stehe! Zwar sollte ich Sie nicht mehr fragen, Sie riethen mir schon einmahl und ich habe Ihnen nicht gefolgt. Werden Sie Sich nun nicht beleidiget finden? — Aber ich bitte Sie um alles, lassen Sie mich nicht! Ich habe keine Ruhe und gehe herum wie eine Person, die von Gott und der ganzen Welt verlassen ist. — Sinnen Sie nach, vielleicht finden Sie Rath für mich!

Zweyhundert und fünf und achtzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath von Baumann zu Hohenzell.

Ich habe Ihnen vielerley zu schreiben, lieber Herr Hofrath. Erstlich fange ich mit dem Manne an, der lezthin bey Hohenzell als ein Selbstmörder gefunden und aufgehoben worden ist. Ich kann Ihnen nun alles entdekken.

Er war ein reformirter Prediger in ** der, seiner ernstlichen Predigten und seines exemplarischen Lebenswandels wegen, viel Furcht, aber, besonders unter den Großen, wenig Freunde hatte. Sein Eifer gegen alle, so wohl öffentlich als in Geheim begangen werdende schlechte Handlungen war Schrankenlos und er strafte Vornehme und Geringe. Dadurch hatte er denn die, die sich getroffen fühlten — und leider! waren dieß die mehresten — so gegen sich aufgebracht, daß sein Untergang lang beschlossen und nur hierzu auf eine schikliche Gelegenheit gewartet ward. Und die erschien denn bald.

Der Fürst, der sich bisher für seine Person von dem Geistlichen nicht angegriffen zu seyn glaubte, hatte verschiedene Münzen schlagen lassen, die nicht die Hälfte des Gehaltes, von dem

sie das Gepräge trugen, in sich hielten und eine Menge armer Menschen, an die, wie gewöhnlich, diese Münzen gar bald kamen, hatten dadurch Schaden gelitten, über den sie laut schrieen.

Der Geistliche vernahm das Jammern der Armen und nie fand er sich mehr veranlaßt, öffentliche Ungerechtigkeiten öffentlich zu rügen, als jezt. Er unterließ auch nicht darüber öffentlich und in harten Ausdrükken zu reden und kaum war er aus der Kirche, so ward ihm schon die Predigt abgefodert und eine halbe Stunde hernach befand er sich schon im Arrest.

Jezt mußte er sich der strengsten Untersuchung unterwerfen und das über ihn eingehende Urtheil war hart, so viel er auch in seiner Vertheidigung, die von ihm selbst verfertigt worden war, für sich angeführt hatte.

Wäre es nun nach dem Willen der Großen des Landes gegangen, so hätte das Erkenntniß mit der größten Strenge an dem armen Manne vollstrekt werden müssen; allein der Fürst dachte milder. Er ist ein Herr von gutem Herzen, und da er die Akten selbst durchlesen und, was von dem Unglüklichen zu seiner Vertheidigung angeführt worden war, erwogen hatte, so mochte er vermuthlich zur Erkenntniß des Unrechtes, das er mit dem Münzen unleugbar beging, gekommen seyn und milderte die Todesstrafe auf ewiges Gefängniß in der Festung.

Eine schlechte Gnade, werden Sie sagen, und, genau betrachtet, ist dieß freylich wahr. Menschen von Erziehung und die nur irgend vom Ehrgeiz beselt sind, wird diese Verwandlung erschütternd seyn, so gern ich, nach meinen vielfältigen Erfahrungen glaube, daß sie dem eigentlichen Troß der Bösewichter willkommen seyn mag. Indessen unter diesen Umständen, da der Fürst von einer Menge Menschen umgeben war, die ihn zur größten Strenge reizten, war es doch immer viel Gnade. Den Mann ganz frey zu lassen, würde doch manche Bedenklichkeiten gehabt haben, und es stand ihm ja immer in der Folge noch frey, ihn vor Abfluß der gesezten Zeit los zu lassen.

Gleichwohl war aber auch dieser Geistliche der Meinung, lieber zu sterben, als eine ewige Gefängniß-Strafe auszustehen. Er bat es sich zur Gnade aus, das eingegangene Urtheil an ihm zu vollstrekken und wollte schlechterdings nichts von der ihm bekannt gemachten Milderung wissen.

Waren seine Feinde vorher geneigt, den Fürsten dahin zu bringen, daß der Mann zur Todesbühne gebracht werden möchte, so waren sie nunmehr andrer Meinung. Seine entschlossene Erklärung, daß er lieber sterben, als den Weg nach der Festung antreten wollte, überzeugte sie, daß das leztere mehr Strafe als das erstere für ihn seyn würde. Sie selbst also arbeiteten nun dahin, daß

es bey der geschehenen Erklärung des Herrn blieb.

Der Geistliche mußte sich also gefallen lassen, daß er transportirt ward. Er wollte sich widersezzen, wie viel das aber da helfen konnte, ist leicht zu begreifen und auch er hätte es voraussehen können. Ihm zog vielmehr sein Betragen noch grössere Verdrießlichkeiten und auch Mißhandlungen zu. Und von Stund an schien eine gewisse Melancholie, in die er vom Anfang seines Arrestes verfallen war, ihn ganz eingenommen zu haben.

Man hatte ihn geschlossen, sah sich aber genöthiget, ihn, seiner traurigen Umstände wegen, der Ketten bald zu entledigen und dann ließ er sich eine große Strekke Weges ganz ruhig fortfahren und verursachte dadurch, daß seine Begleiter anfingen, seinetwegen wenig sorgsam zu seyn.

Als sie aber einst gegen Abend nicht weit von dem Orte, wo sie Nachtquartier halten wollten, sich verleiten ließen in ein einzeles, an der Straße liegendes Wirthshaus zu gehen und, von der in demselben sich hören lassenden Musik hingerissen, ihres Arrestanten vergaßen, fanden sie bey ihrer Rükkehr selbigen nicht mehr.

Sie suchten Hülfe in dem Wirthshause und baten um Begleiter zu Ausfindigmachung des Entsprungenen, aber niemand wollte sich dazu verstehn, und auch nicht einmahl eine Laterne konn-

ten sie erhalten. Die Ursache war, weil sie die Geschichte ihres Arrestanten erzählt und dadurch in allen Anwesenden, die durch das böse Geld auch in Schaden gekommen waren, den Wunsch rege gemacht hatten, daß, wie sie sagten, der arme Pfarrer entkommen möchte.

Unter diesen Umständen legten sie selbst Hand an die Aufsuchung ihres Deserteurs, brachten aber die ganze Nacht mit Nachsuchen umsonst zu. Und das war denn auch sehr natürlich. Sie hatten linker Hand einen breiten Fluß angetroffen, über den der Entflohene, nach ihrem Wahn, unmöglich gekommen seyn konnte; daher theilten sie sich und glaubten alles gut zu machen, wenn sie rechts und rükwärts gingen, denn gerade aus vermutheten sie auch nicht, daß der Flütchling gegangen seyn könne. Dagegen hatte sich der Arrestant würklich durch den Fluß gewagt und war mit Hülfe der Nacht gegen Morgen schon auf drey Meilen ab — und in die Gegend von Hohenzell gekommen. Und da hat er denn, allem Anschein nach in dem größten Anfall von Melancholie, die That begangen.

Alles dieses ist vor kurzem erst entdekt und mir von einem Freund aus ** geschrieben worden.

Muß man nicht schaudern, wenn man solche Menschen-Schiksale erzählen hört! — Ein braver Mann, der, wenn man genau reden will, nichts

gethan

gethan hat, als daß er im Guten zu weit ging, muß endlich dahin kommen, ein Mörder an sich selbst zu werden!

Zwar weiß ich wohl, daß oft der Herren Geistlichen Eifer zu weit gehet und daß sie oft mehr aus Privat-Absichten, als aus wahrer ungefärbter Frömmigkeir und Redlichkeit strafen, oder, wie einmahl ein alter würdiger Pfarrer zu mir sagte, fremdes Feuer vor Gottes Altar bringen; allein dieß kann man diesem Unglüklichen nicht nachsagen, weil selbst seine Feinde keinen Tadel als Ernst im Strafen an ihm zu finden wußten.

Fällt solch ein Mann so tief, wer bürgt uns, daß nicht Zeit und Umstände uns auch so tief fallen lassen! — Mir hat der Gedanke meine ganze Heiterkeit geraubt, und umsonst bemühete ich mich bisher, sie durch vernünftige Vorstellungen zurükzurufen. Doch sie wird ja wiederkommen, das größte Gut, das ich kenne: denn mein Temperament verwischt auch die tiefsten Eindrükke in meiner Seele, wenn ich nur eine kurze Zeit volle Lebensruhe genossen habe. —

Doch nun weiter! Ehegestern hatte ich einen sonderbahren Besuch. Der Lieutenant Müller kam mit einiger Mannschaft zu mir und brachte mir die Rädelsführer von einer Partie Rebellen. Sie hätten eigentlich vor das Amt Lieberuh gehört, allein

allein man hat sie ausgetheilt und an drey andre Aemter übergeben, wobey mir denn die beyden Bursche zu Theil wurden. Der eine ist ein gewesener Pfarrer, der aufrührischer Predigten wegen entwichen ist und der andre der Sohn von dem alten Flate auf dem Dornbusche, wo ich und Falk einst Helenen aufsuchen wollten. Sie sind nebst ihren Consorten von dem Lieutenant Müller auf dem alten Neste, wo sie viele böse Streiche vorgenommen haben, gefangen genommen worden. Leztern hoffe ich, schon nach dem ersten Verhör zu urtheilen, bald zur Reue und zum aufrichtigen Bekenntniß zu bringen, aber ersterer scheint ein verstokter Bösewicht zu seyn. Er hat überall Recht über, macht sich äuserst maußig, und stößt, um sich bey seiner Aufführung Schuldlos zu machen, gegen die Vornehmsten im Lande, Reden aus, die, weil ich sie nicht unterdrükken kann, seine Strafen immer schwerer machen werden.

Aber den Lieutenant Müller hätte ich nicht gekannt, wenn er sich mir nicht gleich mit einer Liebenswürdigen Offenherzigkeit entdekt und mir dabey für die ihm in seinem Arrest erwiesene Nachsicht aus der Fülle des Herzens gedankt hätte. Er ist ein wakrer Mann geworden und sieht recht gut aus, ob ihn schon ein heimlicher Gram eingenommen zu haben scheint. Ich habe mich herzlich

gefreuet,

gefreuet, daß aus dem Gefallenen der Mann geworden ist.

Ich danke nur Gott noch, daß es in meinem Amte bisher alles ruhig blieb und, aller Wahrscheinlichkeit nach, bleiben wird. Käme das Unglük noch zu meinen übrigen vielen Arbeiten und zu meinen häußlichen Verdrießlichkeiten; ich glaube nicht, daß ich stark genug wäre, alles zu tragen. Doch ist mein bester und größter Trost, daß ich mir in meiner Amtsführung nichts vorwerfen lassen darf. Ich habe allezeit das Meinige redlich gethan und Troz sey dem geboten! der mich einer Untreue beschuldigen will.

Wie ist es denn mit dem Amtmann in Schöningen? — Der soll ja sehr stekken und schon eine Untersuchung zu erwarten haben! Da müßten Sie ja auch davon wissen. Ist die Sache wahr, so haben wir abermals ein Opfer weiblicher Staatsucht, Großthuns und Leichtsinns. Denn dergleichen Weib, wie die Amtmännin in Schöningen, ist mir noch nicht vorgekommen. Ihre Eitelkeit muß im höchsten Grad befriedigt werden, und wenn sie auch den Untergang ihres Hauses vor Augen sehen kann. Er ist ganz das Gegentheil von ihr, aber es fehlt ihm nur an Herz, seinem bösen Weibe zu widersprechen. Auf ihn wird nichts aufgewendet, er schmachtet oft, wenn sie sich von einer Nachbarschaft zur andern im Wohl-

leben

leben herum treibt. Freylich hätte er vom Anfange her mehr Ernst brauchen sollen; allein wenn das nun einmahl seine Sache nicht ist! — O welches Unglük können böse Weiber anstellen! Was wird aus dem Manne, was wird aus seinen armen Kindern werden! Gott stehe ihm bey, das ist mein herzlicher Wunsch. —

Nun wie steht es denn mit Helenen? — Sie haben mir von Sommerhayn aus keine gute Nachricht gegeben, und da ich gehört habe, daß Sie wieder zu Hause angelangt sind, so vermuthe ich gar, daß alles zurük gegangen sey. Das wolle doch Gott nicht! denn ich weiß, wie weh Ihnen dann seyn würde. Gern wäre ich zu Ihnen geeilet, um zu versuchen ob ich das Mißverständniß heben könnte; aber es war mir unmöglich. Gelten gute und aufrichtige Wünsche eines warmen Freundes, so muß die Sache, es gehe wie es gehe, zu Ihrem Besten ausschlagen. Leben Sie wohl und bleiben mein Freund.

N. S.

Eben da ich diesen Brief geschlossen habe, erhalte ich den Ihrigen. Ich bin über Helenens Betragen erstaunt und muß Ihr Verfahren vollkommen billigen. Allerdings leidet die Ehre eines Mannes, der sich von einem Frauenzimmer zu viel gefallen läßt. Und das wäre geschehn,

geschehn, wenn Sie länger in Sommerhayn geblieben wären.

Was aber dem Mädgen im Kopfe stekt, ist unbegreiflich und noch unbegreiflicher, warum sie nicht gerade heraus gehet und die Ursachen ihrer Sinnesänderung entdekt. Lassen Sie es seyn und setzen Sich nunmehr fernerhin über die ganze Sache weg. Wer kann wissen, ob, unter solchen Umständen, eine Verbindung mit Helenen Ihr Glük gewesen wäre.

Ob ich gleich schon wußte, was mit dem Amtmann in Schöningen vorgehen sollte, so hat mich doch die gewisse Nachricht, die Sie mir davon gegeben haben, noch bestürzter gemacht. Armer unglüklicher Mann, wie wirst du erschrekken! — Ach wenn Sie ihn retten könnten, Herr Hofrath! Aber freylich sehe ich nicht, wie das möglich ist, denn Sie müssen Ihren Auftrag befolgen. Der einzige freundliche Gedanke der mich noch anlächelt, ist der, daß ich Sie nach Ihrem Versprechen, bald bey mir sehn werde. In Ihrer Gesellschaft wird mir so wohl seyn, wie mir lange nicht gewesen ist. Ich zähle die Stunden bis zu Ihrer Ankunft. Eilen Sie ja zu mir.

Zweyhundert und sechs und achtzigster Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Ich habe Ihnen des Archivarius Kronenfelds Schiksal erzählt und hätte damals nimmermehr geglaubt, daß der Mann jezt noch würde entdekt werden. Aber ein nichtswürdiger Prediger, dem er sich als einen Freund vertrauete, hat den Ort seines Aufenthalts angezeigt, es ist dahin geschrieben, Kronenfeld ist ausgeliefert worden und sizt nun hier im Gefängniß.

Ich nahm mir gleich vor, bey dem Fürsten, wenn er von seiner auf Beruhigung der rebellirenden Bauern abzwekkenden Reise würde zurük gekommen seyn, alles mögliche für den armen Unglüklichen anzuwenden und nun, hoffe ich, soll mir dieß desto eher gelingen, da noch ein Freund desselben, der Baron von Lilienthal zu Zedliz, hier angekommen ist und mit mir gemeinschaftliche Sache macht. Wie wollte ich mich freuen, wenn ich den Mann wieder in sein Amt eingesezt sähe, das zum Glük eben jezt wieder erlediget ist. Er hat für seinen Fehler lange und viel gebüßt und es wäre Grausamkeit, wenn er außerdem noch

noch Strafe leiden sollte. Er hatte nur unüberlegt, nicht unredlich gehandelt.

In einigen Tagen wird der Fürst wieder hier seyn und da soll ernstlich Hand ans Werk gelegt werden. Es sind zwar einige, die meinem und des Barons Bemühungen entgegen treten werden, weil sie Söhne, oder Vettern in die erledigte Stelle möchten einrükken sehn; allein ich hoffe doch, es soll ihnen nicht gelingen. Nicht einer von diesen Leuten kommt Kronenfeld nur im geringsten an Kenntnissen und Wissenschaften bey und da kann doch wohl die Wahl nicht schwer fallen.

Eilen aber auch Sie nunmehr her zu kommen, damit wegen Uebernahme meiner Stelle alles in Richtigkeit gebracht wird. Ich sehne mich nun sehr nach Ruhe und Kronenfelds Rettung soll mein leztes Amtsgeschäft seyn. Dann will ich mich auf mein kleines, mir vor kurzem zugefallenes, Gütchen machen und den Rest meiner Tage in der größten Stille zubringen. Wie wohl wird es mir dann seyn, wenn ich, von den Fesseln der Geschäfte befreyt, von dem Geräusche der Stadt entfernt und vor den Kabalen des Hofes gesichert, in meiner Einsamkeit leben werde!

Zweyhundert und sieben und achtzigster Brief.

Sabine Herrmännin zu G. an Friederiken Hellbig zu Arnswalde.

Ich war schon in Bereitschaft, zu Ihnen abzureisen und den mir, mit so außerordentlicher Gütigkeit angebotenen Aufenthalt in Ihrem Hause zu suchen, als ich bey einem Ausgang auf dem Wochenmarkt, wo ich mir einige Kleinigkeiten kaufen wollte, ganz wider alles mein Erwarten, meine Stiefmutter antraf. Sie erkannte mich nicht gleich, ich aber sie. Ich ging auf sie zu, nahm sie bey der Hand und sah ihr mit lächelnder Miene stillschweigend unter das Gesichte. Sie sah mich lang an, endlich entdekte ich mich ihr, erzählte ihr alles was mir begegnet war und nun umarmte sie mich freudig.

Ich erfuhr nun von ihr, daß sie nach dem Tode meines Vaters, einen Dorfpfarrer in hiesiger Gegend geheyrathet hatte, nun abermals Wittwe sey, jedoch auf dem Dorfe, wo sie sich angekauft hat, und Wirthschaft treibt, wohl befindet. Und eben in dergleichen Geschäften war sie in die Stadt gekommen.

Wider mein Erwarten drang sie in mich, mit ihr zu gehen und bey ihr zu bleiben, versprach

mir auch, weil sie keine Kinder und nahe Verwandten hat, mir nach ihrem Tode den größten Theil ihres Vermögens zu hinterlassen.

Um Ihnen, meine theureste Wohlthäterinn, nicht beschwerlich zu fallen, habe ich dieses Anerbieten angenommen und sogleich heute werde ich mit ihr gehen, ob dieß gleich, da ich des Lieutenant Müllers wegen noch viel leide und, ohne von seinem Schiksal etwas gewisses zu wissen, ungern von hier weg gehe, nicht mit derjenigen Herzensruhe geschiehet, mit der es bey der Veränderung meines Schiksals geschehen könnte und sollte.

Ihnen aber, unvergeßliche Frau, statte ich zuvor für alle mir erwiesenen Wohlthaten den innigsten Dank ab. — Gern sollten sich die dankbaren Empfindungen meines Herzens vor Ihnen ergießen, wenn ich Worte hiezu finden könnte. Lassen Sie dieß für Dank gelten, daß ich Ihrer täglich vor Gott gedenke!

Zweyhundert und acht und achtzigster Brief.

Charlotte Rhodinn zu Sternheim an Helenen Müllerinn zu Sommerhayn.

Gern liebe Freundinn, rieth ich Ihnen in Ihren verdrießlichen Angelegenheiten, wenn ich nur einen andern Rath für Sie wüßte, als den, den ich Ihnen schon gegeben habe. — Es ist nicht anders, Beste, Sie müssen schlechterdings, wenigstens bey Ihren Eltern, gerade heraus gehen, wenn Sie nicht falsche Urtheile über sich geltend machen wollen. Ich selbst würde, wenn ich mich in einem solchen Falle, wie jene, befinden sollte, kein günstiges Urtheil von Ihnen fällen.

Sagen Sie ja nicht, es sey Hochverrath, wenn man die Geheimnisse eines andern ausplaudert. Davon ist hier die Rede nicht. Wer Ihnen etwas vertraut, was nicht Sie selbst angeht, den müssen Sie nie verrathen; ein ganz andres Ding aber ist es, wenn Ihnen jemand etwas entdekt, das die Trennung Ihrer Verbindung mit einer Sie nah angehenden Person betrifft. Wer Ihnen so etwas eröffnet, hat schlechterdings keine redliche Absicht, wenn er Ihnen nicht Freyheit läßt, Gebrauch davon zu machen. Und, wenn er das nicht thut, so handeln Sie gar nicht unredlich, wenn

wenn Sie gleichwohl die Ursache des entstandenen Mißverständnisses Ihrem Freunde, von dem Sie dadurch getrennt werden sollen, kund machen. Der Mann, der Ihnen eine so wichtige Entdekkung machte, hatte entweder eine gute Absicht dabey oder nicht. Im erstern Fall mußte er Ihnen nachlassen, sie, wenigstens mit Verschweigung seines Nahmens, bekannt zu machen, außerdem war es besser, er schwieg. Denn er nimmt Ihnen nun den Mangel an Gelegenheit, Sich von der Gewißheit der erhaltnen Nachricht zu überzeugen und bringt Sie in Zweifel, über die Sie Sich auf keine Weise beruhigen können. Im leztern Falle aber sind Sie ihm keine Verbindlichkeit zum Stillschweigen schuldig. Wer nicht redlich gegen Sie handelt und Ihnen Sachen entdekt, die eine, Ihnen liebe, Person angehen, der kann nicht verlangen, daß Sie schweigen und die Schuld oder Unschuld derselben ununtersucht lassen sollen.

Aber aufrichtig mit Ihnen gesprochen, ich fürchte, daß der Officier, den Ihre Eltern für den Urheber dieses Mißverständnisses halten, allerdings mit Ihnen näher, als mir lieb ist, bekannt seyn mag. Nehmen Sie mir diese freye Aeußerung nicht übel, sie kommt aus gutem Herzen und ist, so viel ich glaube, in der größten Wahrscheinlichkeit gegründet. Vermuthlich ist der gute Freund,

der Ihnen, wie Sie mir schreiben, das Geheimniß von Baumanns Mord vertrauet hat, kein andrer gewesen, als der Officier. Alle Umstände wollen, daß ich so schließe. Und ist dieß, so gefällt mir Ihre Beharrlichkeit in Verschweigung der Sache nicht. Entweder ist es Ihnen lieb, wenn Baumanns Unschuld an den Tag kommt, oder nicht. Ist ersteres, so müssen Sie alles thun, um sich davon zu überzeugen und dieß geht anders nicht, als wenn Sie die ganze Sache entdekken. Ist aber lezteres, so geben Sie zu erkennen, daß Ihr Währmann Ihnen lieber ist, als Ihr Verlobter und das thun Sie, wenn Sie mit Ihrem Geheimniß ferner zurükhalten.

Noch ist es Zeit, liebe Freundinn, Ihre Ehre zu retten. Eilen Sie und folgen mir. Ich will alles wetten, daß Baumann unschuldig ist. Sie werden mir es in der Folge danken.

Zweyhundert und neun und achtzigster Brief.

Alexander Müller zu Reinstein an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Wie wird Ihnen das vorkommen, wenn Sie von Ihrem Sohne der von Ihnen auf ewig Abschied nahm, aus einem, nicht gar weit von Ihnen entfernten Orte Nachricht erhalten! Aber der Mensch ist nicht immer Meister seiner Entschlüsse: und so ist es auch mir ergangen. Auf meiner Reise von Zedliz traf ich an dem nähmlichen Tage, da ich meinen zweyten Brief an Sie geschrieben hatte, in dem Posthause zu B*, wo ich andre Pferde nehmen wollte, meinen ehemaligen lieben Zögling, den jungen Herrn van der Hardt an.

Ich erkannte ihn wohl, so sehr er sich auch durch Wachsthum und reiferes Alter verändert hatte, aber weil ich nach meinem Vorhaben nun unerkannt bleiben mußte, so affectirte ich ein ganz fremdes Wesen, das ihn von mir abbringen sollte, weil ich bemerkte, daß ich ihm kenntlich vorkam und er mir immer schärfer ins Gesicht sah. Es war mir aber doch nicht möglich, mich ganz vor ihm zu verbergen. Wir speißten mit einander zu Mittag und sein Auge rollte immer mehr auf

mich, so, daß ich endlich einige, mir in die Augen tretenden Thränen nicht aufhalten konnte. Und die faßte sein Blik alsobald auf. Er warf Messer und Gabel hin, sprang auf und fiel mir weinend mit den Worten um meinen Hals: ach Sie sind mein guter Herr Müller!

Länger konnte ich nun nicht zurükhalten, ich entdekte mich und der junge Mann war für Freuden außer sich. Ich eröffnete ihm nun meine traurige Lage und mein Vorhaben, diese Gegenden ganz zu verlassen. Da hätten Sie nun wieder das Lamentiren hören sollen. Nein, schrie er, Sie bleiben bey mir, ich lasse Sie nicht fort und meine Schwester muß ihre Erbschaft mit Ihnen theilen. Warum hat sie nicht besonnener gehandelt!

Ich suchte meine Gattinn, so wie meinen Entschluß zur Entfernung vor ihm zu entschuldigen; allein ich richtete nicht das mindeste aus; er drang so in mich, ihm nach Reinstein zu folgen, daß ich endlich auf gewisse Art nachgab. Ich versprach ihm nämlich auf einige Zeit mit ihm dahin zu gehen, wenn er mir die Versicherung geben wollte, niemanden etwas von meinem Aufenthalte bey ihm zu wissen zu thun. Er willigte ein und so ging ich dann mit ihm hierher, hatte jedoch nicht die Absicht mich so lang bey ihm aufzuhalten. Ein besonderer Umstand aber gab dazu

Gelegenheit und mir ist es nun lieb, daß ich wider meineu Willen hierher gegangen bin, da dadurch zu einer Entdekkung Anlaß gegeben worden ist, die Ihnen angenehm seyn wird.

Mein Schwager hat mit einem Officier, von den jezt hier herum liegenden Soldaten Händel gehabt, sie haben sich unweit Reinstein geschlagen und beyde sind blessirt hierher auf das Gut gebracht worden, da des Officiers — er ist Lieutenant, und heißt von Radebach — Quartier weiter entfernt ist. Ob gleich keiner gefährlich verwundet war, so mußten sie doch liegen bleiben.

Nach einigen Tagen ward der Lieutenant wieder so weit hergestellt, daß er ausser dem Bette seyn konnte und er begehrte nun meinen Schwager zu sprechen, um zu sehen, wie er sich befände. Da sie beyde wieder ausgesöhnt zu seyn schienen, so trug ich kein Bedenken, Radebachen zu ihm zu führen, ich hatte jedoch meinen Schwager vorher davon benachrichtiget und er war es zufrieden.

Die erste Zusammenkunft war ganz freundlich. Hardt richtete sich auf seinem Lager in die Höhe und reichte dem Lieutenant die Hand und dieser umarmte ihn. Allein die Scene änderte sich bald. Es ward von dem vorgewesenen Duell gesprochen und Radebach behauptete mit Hastigkeit, sein Gegner habe ganz unrecht gehabt. Da gab denn

 die

die eine Rede zur andern Anlaß und eine etwas bitre Aeußerung des Officiers brachte meinen Schwager so auf, daß er, seiner Schwachheit ungeachtet, wie eine Furie vom Bett aufsprang, seinen Degen ergriff und auf den Fremden los ging. Dieser zog auch sogleich sein Seitengewehr — denn er war ganz angezogen und eben darum glaube ich, daß er den Besuch aus keiner guten Absicht machte — allein ehe er noch zu Rande kommen konnte, hatte er schon einen Hieb über das Gesicht, daß das Blut häufig die Wangen herablief. Ich sprang gleich vom Anfang auf, um zwischen die Ergrimmten zu kommen, allein die ausserordentliche Geschwindigkeit meines Schwagers machte, daß ich den Streich nicht aufhalten konnte. Radebach hatte nicht Muth weiter etwas vorzunehmen und ich brachte ihn auf sein Zimmer, wo ihn der eben vorhandne Feldwundarzt auskleidete und nieder brachte.

Bey Herunterziehung seines Roks fiel ein gebrochener Bogen aus seiner Tasche der sich im heruntersinken so weit ausbreitete, daß ich, ohne es zu wollen, das Concept eines Briefes wahrnahm, auf dem mir gleich in der dritten Zeile der Nahme Helene in die Augen fiel. Ich wußte von meinem Schwager sowohl als von dem Lieutenant, daß er vorher bey Ihnen im Quartier gewesen war und es ging mir wie ein Bliz durch

meine Sele, daß die Helene in dem Briefe meine Schwester seyn könnte. Ohne Bedenken glaubte ich mich daher berechtiget den Brief zu mir stekken zu dürfen und ohne Umstände bemächtigte ich mich auch sogleich desselben. So wenig wie ich von den innern Verhältnissen meiner Familie unterrichtet bin, so gab mir doch der Nagelneue Edelmann, Hofrath von Baumann, der in dem Brief vorkam, so viel Aufschluß, daß ich überzeugt ward, die da aufgeführte Helene sey meine Schwester.

Ich schikke Ihnen hier diesen Brief, um den nöthigen Gebrauch davon zu machen. Zur Erläuterung muß ich Ihnen noch sagen, daß Löwenbrut, an den Radebach schreibt, ein alter Bekannter von ihm ist, den er hier von ungefähr angetroffen hat. —

Und nun nehme ich zum zweyten Mahle Abschied von Ihnen, denn meines Bleibens ist hier nun nicht länger.

Leben Sie mit den Ihrigen und mit den Meinigen recht wohl.

Beylage.

Zweyhundert und neunzigster Brief.

Der Lieutenant von Radebach zu Reinstein an Herrmann Löwenbrut zu Lautern.

Es wird gut gehen, lieber Herrmann. Das habe ich erstlich ganz weg, daß Helene von mir eingenommen ist, und nun, denk ich, soll es mir auch bald gelungen seyn, ihr Baumannen verhaßt zu machen. Ich habe das unglükliche Duell, das Baumann, nach der, mir von Dir einst gemachten Erzählung, auf Akademien gehabt hat, dazu genuzt, und habe ihr mit Weglassung der Umstände geschrieben, daß Baumann als Student einen andern auf seiner Stube aus bloßem Zorne über eine geringe Ursache erstochen habe, und bin dabey so frey gewesen, mich als einen Augenzeugen des Vorfalles auszugeben. Das thut gewiß die beste Wirkung. Und habe ich es einmahl so weit, daß sie ihrem Bräutigam den Abschied gibt, dann ist mir für nichts leid. Ich will hernach schon eine Ursache finden, daß ich auf kurze Zeit Urlaub bekomme; nun reise ich hin nach Sommerhayn, logire beym Pfarrer, affectire fernerhin den Lutheraner, wie ich vorhin meisterlich konnte, und — das übrige weist Du. Ich müste beym Teu-

Teufel ein rechter Hundsfott seyn, wenn ich das Mädchen auch nur bey einem kurzen Aufenthalte nicht in mein Netz ziehen sollte. — Wenn ich genossen habe, was ich wünsche — dann, Nagelneuer Herr Edelmann, lieber Herr Hofrath von Baumann! — dann können Sie in Gottes Nahmen das Mädchen heim hohlen; von mir sollen Sie nichts zu besorgen haben.

Geht das nicht alles, Brüderchen, als wenn es unsere heilige Jungfrau Maria zu Loretto in ihrem Häuschen gedrechselt hätte! — Ha, wie wird Dir das Maul wässern! Wenn Du nun gar den guten Bissen sehen solltest, Kerl, wie würdest Du da lungern! Denn das muß ich Dir sagen, daß das meine beste Eroberung wird, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Wenn nur erst alles fein im Geleiße seyn wird.

Das einzige, was mich ärgert, ist dieß, daß ich bey meinem Aufenthalt in Sommerhayn mit einem hübschen Bauermädchen, die die Tochter meines Wirths war, der Liebe zu viel gepflogen habe. Ich denk immer, die Dirne wird sich wie eine trächtige Kuh gemästet haben; und wenn sie denn der schwarze Teufel reitet, daß sie — etwa gar bey dem Pfarrer — mich als rationem sufficientem ihrer angehängten Trommel

mel entdekken sollte! — Doch Heil mir! daß ich viel Gaben zum Leugnen habe! und daß es noch Eidschwüre in der Welt gibt, und abergläubische Menschen genug, die einem Schwur glauben, als einem Evangelio!

Du sollst einen langen Brief von mir erhalten, wenn der Streich gelungen ist. Jezt muß ich schließen. Lebe wohl!

Zweyhundert und ein und neunzigster Brief.

Der Hofrath von Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Meine Hoffnung, Sie während meiner Commission zu besuchen, war eitel. Der Amtmann in Schöningen gestand die schlimme Verfassung, in der er war, gleich ein und weil die Regierung in dem Commissorial, das sie mir im Nahmen des Fürsten ausgefertigt hat, bitter genug, jedoch ohne daß ich vorhin Veranlassung dazu gegeben hätte, die Clausel: daß ich alle Weitläuftigkeit vermelden

meiden und mich nicht ohne Noth aufhalten sollte, beyzufügen, für gut befand, so sah ich mich veranlaßt, sogleich am folgenden Morgen wieder abzureisen.

Daß mir die hochweise Clausel sehr zur Höhe fahren mußte, können Sie Sich leicht vorstellen. Kommt es nicht so heraus, als wenn ich bey meinen ehemaligen Commissionen die Geschäfte ins Weite gedehnt hätte, um mir mehr Diäten zu verschaffen? — Doch wohl! Und Gott weiß! daß ich jederzeit mehr eilte, als nöthig war, blos um dergleichen Ausstellungen zu entgehen. Doch es ist versprüzter Gift mißgünstiger Collegen, der einem ehrlichen Manne nichts schadet. Ich will Ihnen jezt erzählen, wie mein Geschäfte abgelaufen ist.

Als ich in Schöningen ankam, war der Amtmann nicht anwesend, erschien aber nach kurzer Zeit. Ich hatte indessen ein eignes Zimmer einbekommen und bewunderte die Pracht, die ich daselbst überall verschwendet fand. Prächtige Mahlereyen, goldne Leisten, seidne Vorhänge und daran goldne Schnüre und Quasten, aufgestellte Büsten von Meißner Porzellain, ganze Gruppen von Kupferstichen der besten Meister, Meubles nach dem neuesten Geschmak u. s. w. hätten mich beynahe ganz vergessen lassen, daß ich in dem Zimmer eines Amtmanns sey. Denn ich war schon

schon in einiger Fürsten Zimmer, wo es eine so prächtige Aussicht bey weitem nicht gab. Und daß dieß alles des jetzigen Amtmanns Beutel gekostet hatte, wußte ich. Je mehr ich mich umsah, je mehr entdekte ich, was mich zur Bewunderung reizte, aber freylich war das Resultat meiner Gedanken über den Anblik dieser Herrlichkeiten, daß sich ein sehr grosses und unerwartetes Deficit in des Bewohners Rechnung finden werde.

Ich war in meinen Betrachtungen vertieft als man mir meldete, daß der Amtmann angekommen sey und ich ließ ihn, nachdem ich den Secretair hatte rufen lassen, zu mir kommen und er trat bald bey mir ein.

Gern gestehe ich Ihnen, daß ich gegen den Mann ein großes Vorurtheil gefaßt hatte. Die übermäßige Pracht, die ich überall bey ihm wahrnahm, hatte mich aufgebracht, daß ich — Gott weiß es! zum ersten Mahl in meinem Leben — mich verbunden glaubte, auch nicht das geringste Mitleid mit ihm haben zu müssen. Und nach dem, was ich bisher sah, hatte ich auch gewiß nicht Unrecht. Ein Mann, der so im Tag hinein wirthschaftet, den großen Herrn, ohne Noth und aus lauterm Stolz spielet, und sich über seinen Stand erhebet, ist mir schon eine anekkelnde Kreatur, wenn er auch im Stande ist, die Sache mit eignem, ob rechtmäßigen oder unrechtmäßi-

mäßigen, Vermögen zu bestreiten. Aber wenn er aus Stolz und Liebe zur Pracht, aus unbegreiflicher Ueppigkeit, zu diesem Aufwand Gelder verwendet, die er über kurz oder lang bezahlen soll — dann gibt es keinen Nahmen für einen solchen Menschenklumpen.

Wenn ein armer Einnehmer der oft mehr Arbeit thun muß, als vier Hofräthe, vor denen sein Rükken nicht Verbeugungen genug aufzubringen weiß und doch kaum den zehnten Theil von der Einnahme eines dieser Herren hat — wenn ein solcher Mann zur Zeit der Noth bey Theuerung, Krankheit oder Sterben der Seinigen u. s. f. etwas an sich nimmt von dem, was er nach strengem Rechte auch in diesem Fall nicht sein nennen darf, das ist ein andres Ding. Ueberhaupt ein Einnehmer, der unter besondern Umständen, wo ihn die äußerste Noth drükt, sich der ihm übergebnen Gelder anmaßt, ist mir würdiger, als der Blutigel, der zwar seine Kasse unangetastet läßt, aber hundert Rubriken zu erfinden weiß, unter denen er sich zum Ruin der Unterthanen bereichert, oder der Capitalist, der seine Capitalien nach dem höchsten Gebot der Zinsen versteigert. Jener Gedrükte hat doch immer den Willen zum Ersaz und erfüllt ihn, wenn er kann, aber diese beyden Blutbrüder geben nichts zurük. —

Also von Vorurtheil eingenommen erwartete ich den Mann. — Aber der erste Blik auf ihn entwaffnete alle Härte meines Herzens. Seine Kleidung, sein Gang und sein ganzer Anstand war der größte Contrast mit den Wänden des Zimmers, das bisher doch sein war und — seine Physiognomie — Gott! die beugte mich, sobald ich sie sah. Falten lagen in seinen mit der Schwermuth sprechendsten Stempel bezeichneten Wangen, Ernst, mit Schwermuth gepaart, sprach seine Runzelvolle Stirne, und volle Lebenssätte blikte aus allen seinen Gesichtszügen. Ich stand vor dem Manne, als ob ich mich mit ihm im unvermutheten Falle befände und mein Inneres drang mich, Ehrfurcht vor ihm zu haben. Es würde mir schwer gefallen seyn, auf eine schikliche Art ihn anzureden; denn auf diesen Anblik war ich nicht vorbereitet. Allein er ersparte mir diese Mühe.

Nachdem er mir ein kurzes Compliment gemacht hatte, redete er mich gleich so an.

„Ich weiß, was die Absicht Ihrer Reise hierher ist, denn mein Verfall und daß ich ein ungetreuer Haushalter gewesen bin, konnte nicht länger unbekannt bleiben. Sie dürfen keine große Untersuchung bey mir anstellen. Ich will Ihnen alles gestehen, auch bis auf eine Kleinigkeit sagen, was ich meinem Herrn schuldig bleibe. Aber ich bitte —

te — hier sah er sich nach dem Secretair um — daß Sie nicht allein dieß mein Geständniß, sondern auch meine Entschuldigung registriren lassen. Ich will leztere nicht zu meiner Vertheidigung anführen, wie ich denn überhaupt keine langwierige Untersuchung wünsche, sondern mich sogleich der mir verwirkten Strafe, wenn sie auch mit dem Verlust meines Lebens verbunden ist, unterwerfen. Nur deswegen will ich meinen ganzen Zustand eröffnen, damit ich vor der Welt, für meine Person, als ein ehrlicher obgleich unglüklicher, Mann erscheine. Und dann mag es gehen wie es will."

Der Secretair, ein junger, aber liebenswürdiger Mann, dem, so wie mir, schon im Anfang der Rede des Amtmanns die Thränen in den Augen standen, hatte den Blik des Amtmanns gefaßt und sich sogleich zum Schreiben fertig gemacht. Er sah mich an, um sich von mir diktiren zu lassen; ich fand aber unter diesen Umständen dieß Geschäft theils lästig, theils überflüssig, weil der Amtmann mit solcher Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit handelte und ersuchte leztern, alles zu sagen, was er zum Protokoll genommen zu haben wünsche. Hierauf sagte er denn mit einer in dergleichen Fällen unbegreiflichen Ruhe und Gleichgültigkeit folgendes.

„Ich bin einer von denjenigen Männern, den eine unselige Verbindung zum unglüklichen Mann gemacht hat. Ich habe das Unglük gehabt, an ein Weib zu gerathen, die von guter Einrichtung einer Wirthschaft, von nöthiger Sparsamkeit und der Kunst hauszuhalten, auch nicht die mindesten Begriffe hatte, und die eben so wenig die Nothwendigkeit ahndete, sich hierüber belehren und noch zur rechten Zeit zu einer tüchtigen Wirthinn bilden zu lassen. Liebe zur Pracht, Eitelkeit und Verschwendung war ihr mit der Muttermilch eingeflößt und nichts, weder Güte noch Ernst, war im Stande, sie davon abzubringen."

„Im Anfang unsers Ehestandes sah ich freylich zu viel nach; allein ich mußte es gewisser Maßen damahls thun. Ihre Aeltern waren in sehr glänzenden Umständen und thaten mir immer so viel jährlichen Beytrag, daß ich die schlechte Wirthschaft meines Weibes und ihre Verschwendung, obgleich ungern, doch gelassen ansehen konnte. Allein dieß alles änderte sich bald. Wider alles Vermuthen machte mein Schwiegervater einen großen Bankerot und die ganze Familie kam so herunter, daß nach ganz kurzer Zeit alle Glieder derselben aus Gram über die unglükliche Wendung ihres Schiksahls und aus Mangel aus der Welt gingen."

„Jezt, glaubte ich, das erschütternde Beyspiel meiner Schwiegerältern würde meine Frau auf andre Gedanken bringen. Ich that ihr die vernünftigsten Vorstellungen von der Nothwendigkeit, unsre Ausgaben einzuschränken, berechnete ihr meine ganze Einnahme und machte ihr deutlich, daß, wenn sie fortfahren wollte, wie bisher, zu wirthschaften, unser Untergang so unvermeidlich wäre als der ihrer Aeltern. Nichts aber wär vermögend, sie auf andere Gedanken zu bringen. Sie hörte nicht auf zu verschwenden und mich in vielfältige Verlegenheit zu sezen, wenn ich mich genöthigt sah, eine Menge von ihr gemachter Schulden zu bezahlen."

„Ich fing an, Ernst zu brauchen — freylich nicht in dem Grade, wie ich es hätte thun sollen, und wie es hundert andre an meiner Stelle würden gethan haben; denn meine Denkungsart ließ dieß nicht zu. — Allein es ward nur ärger. Was sie nicht von mir erzwingen konnte, sezte sie durch heimliches Borgen durch und am Ende kam es, wenn ich sie und mich nicht zu Schanden lassen werden wollte, immer dahin, daß ich bezahlen mußte."

„Eine neue Entdekkung, die ich von der so ganz unleidlichen Denkungsart meines Weibes machte, bewog mich noch mehr zum Nachgeben. Ich kam nähmlich dahinter, daß, wenn ich ihr

nicht nach Verlangen Geld genug gab, sie ein Stük nach dem andern aus meinem Hause verkaufte."

„Was sollte ich nun thun? — Auf die Scheidung zu klagen, dazu konnte ich mich nicht entschliessen, weil ich diese doch nur von Tisch und Bett erlangen zu können hoffen durfte und damit war mir nicht gedient. Zudem wollte ich gern alle Prostitution von mir abwenden. Und durch alle meine Bemühungen richtete ich gleichwohl nichts aus. Ich war oft schon im Begriff, auf Gerathewohl! davon zu gehen und mein unverbesserliches Weib ihrem Schiksahl zu überlassen; allein die Liebe zu meinen Kindern ließ mich diesen Vorsaz nie ausführen. Einst war er fest bey mir gefaßt, und auch diese väterliche Liebe war überwunden und dennoch führte ich ihn nicht aus."

„Ich war einst einige Wochen in Amtsgeschäften abwesend. Meine Frau hatte mir immer angelegen, dieses Zimmer hier, so wie Sie es jezt sehen, ausmahlen und zurichten zu lassen, ich hatte aber nie nachgegeben und glaubte schon ihren Willen gebrochen zu haben. Denn sie schwieg von der ganzen Sache stille. Allein jezt nuzte sie meine Abwesenheit, borgte durch Mithülfe eines Mannes, der ihr in mehrern dergleichen Angelegenheiten schon beyräthig gewesen war, abermals

eine Summe Geldes und ließ dieses Zimmer in den Stand, wie es jezt ist, sezen."

„Nach meiner Zurükkunft sank ich, beym Anblik dieses Aufwandes, in eine Betäubung, von der ich mich erst nach langer Zeit erholte. Mein erster Gedanke war nun der feste Entschluß, heute sogleich alles zu verlassen und in der fernsten Fremde meinen Unterhalt, obgleich kümmerlich, dennoch nicht so Jammervoll zu suchen. Das Bild meiner Kinder machte diesen Entschluß abermals wankend, allein ich siegte und in einem von Wuth, Melancholie und väterlicher Liebe zusammengemischten Gefühle blieb es endlich bey meinem Vorhaben."

„Stark und erhoben nun über mein Unglük stieg ich auf, um zu meinem Weggang mich zuzubereiten. Da kam mein jüngstes Kind herein, ging mir mit dem Lächeln eines Engels entgegen und bewillkommte mich. Denn es hatte mich nach meiner Zurükkunft noch nicht gesehen. Ich nahm es auf meine Arme, und der arme Wurm schlang sich um meinen Hals herum, als wenn er mich nie wieder loslassen wollte."

„Bist lang ausgeblieben, Vaterchen, lallte sie, dacht immer, kämst gar nicht wieder, habe alle Abende um Dich geweint. Bleib nicht wieder so lang aus, wenn du weggehst, hörst Du?"

„Mich ergriff ein Gefühl, dem ich keinen Nahmen geben kann. Liebe und Wehmuth über die Aeußerungen des guten Kindes, Wuth über mein böses Weib und Verzweiflung, daß ich kein Mittel zur Aenderung meiner Lage zu ersinnen wußte, hatten mich ganz eingenommen.“

„Unaufhaltsame Thränen stürzten aus meinen Augen und fielen auf die Händchen meines lieben Mädchens. Sie nahm dieß erst mit stummer Bewunderung wahr und wischte immer eine nach der andern mit ihrem kleinen Schnupftuch ab; als sie aber häufiger herabrollten, hob sie ihre Augen zu mir empor, und weinte laut mit mir, ohne für Schluchzen halbausgesprochene Worte, die mich um meine Bekümmernisse fragen sollten, herausbringen zu können.“

„Nun war ich entwaffnet. Ich will bleiben dachte ich, mags nun gehen, wie Gott will! Bleiben bey meinen Kindern, bis mich die Gewalt des Todes oder die Hand der Obrigkeit von ihnen trennt. Mag denn immer erfolgen, was ich voraus sehe, daß es mit mir und meiner Haushaltung ein betrübtes und für mich schauderhaftes Ende nimmt, ich kann es nicht weiter bringen.“

„Und nun troknete ich meine Thränen und beruhigte mein liebes Kind, faßte auch zugleich den Vorsaz, bey meinem Weibe noch den

lezten Versuch zu thun und dann alles gehn zu lassen. Ich that dieß auch und zwar dießmahl, um recht mit Wirkung reden zu können, schriftlich; wie viel aber dieß half, können Sie daher leicht schließen, daß sie mir nicht lange nach Lesung meines Briefes von vielen kostbahren Veränderungen im Hause und Anschaffung einiger neuen Kleidungsstükke sagen ließ, die sie wünschte."

„Von Stund an habe ich sie denn nach Gefallen wirthschaften lassen. Ich, für meine Person, habe nichts aufgewendet, was nur irgend unnöthig gewesen wäre und durch meine Schuld bin ich nicht in den jezigen Zustand gekommen. Freylich wird mir mancher vorwerfen, ich hätte ernstlicher mit meinem Weibe umgehen und ihr mehr Zügel anlegen sollen; allein dem antwortete ich, daß er die Lage eines Mannes, wie die meinige war, nicht übersehen kann, und daß er in meinem Falle vielleicht nicht einmahl so weit, wie ich, gekommen seyn würde."

„Jezt sage ich gerade heraus, daß an dem, was ich der Herrschaft nach Pflicht und Gewissen zu vertreten habe, gerade drey Tausend Thaler fehlen. Ich würde untröstlich seyn, wenn ich nicht wenigstens den größten Theil dieser Schuld vergüten könnte. Dieß ist aber zum Glük mein Fall. Fünfzehn hundert Thaler ist meine Caution und aus meiner Bibliothek und meinen übrigen

Effecten, denke ich, sollen doch wenigstens gegen neun hundert Thaler gelöset werden. Und hält mir ein Verwandter, der meine betrübten Umstände kennt, sein mir gegebnes Wort, so habe ich noch die frohe Aussicht, dann alles berichtigen zu können."

„Und nun überlasse ich mich allem, was gegen mich verfügt werden will. Mein langes Leiden hat mich nun fast ganz Gefühllos gemacht. Ich habe mich seit langer Zeit gewöhnt, mich an den Gedanken zu halten: hinter dem Grabe sieht es besser aus. Die Ruhe, die ich einst da zu erwarten habe, nimmt mir niemand und wie wohl ist es dem Menschen, daß er eine gewisse Aussicht hat, wenn er auf dem dornigsten Wege doch ein Ziel siehet, das er gewiß erreichen wird, wenn es auch in der weitsten Ferne stehen sollte."

„Eine Last, die mich in meinem künftigen Erdenleben sehr gedrükt haben würde, hat mir mein Gott schon abgenommen. Das liebe Mädchen, von der ich vorhin sagte, ruht seit einigen Wochen in ihrem Kämmerlein, und Dank sey es der Vorsicht, die sie den heutigen Tag und mein künftiges Schiksahl nicht erleben ließ. So weh mir ihr Abschied that, so froh bin ich jezt über ihre Vollendung."

Stellen Sie Sich vor, wie mir bey Anhörung dieser Erzählung zu Muth gewesen ist, da Sie meine Gesinnungen in dergleichen Sachen wissen. — Gern hätte ich den Mann wie einen Vater umarmt, wenn es sich für mich geschikt, und ihn ganz aus seinen Kümmernissen gerettet, wenn es in meinem Vermögen gestanden hätte. Da beydes nicht seyn konnte, so drükte ich ihm stillschweigend die Hand, ließ ihn die Registratur, deren Innhalt ich Ihnen jezt gesagt habe, unterschreiben, und eilte nach geschehener Versiegelung von hier weg.

Ich hatte mir erst vorgenommen, das Weib des Amtmanns zu sprechen, um ihr eine Sittenpredigt zu halten; allein die Antwort, die ich auf mein Anmelden erhielt, daß ich mich eine halbe Stunde gedulden möchte, bis sich die gestrenge Frau in Puz geworfen haben würde, benahm mir allen Muth zu der vorgehabten Visite. Ein Weib, das noch unter solchen Umständen an ihren verfluchten Staat denken kann, muß das verabscheuungswürdigste Ungeheuer seyn.

Dem Amtmann entging das Mitleiden nicht, das ich mit ihm hatte, das sah ich aus seinem ganzen Betragen und mehr wünschte ich nicht. Ich war froh als ich mit dem Secretair, der eben so viel als ich empfunden hatte, wieder auf freyem Felde war, und reisete so geschwind als

nur

nur möglich, um hierher zu kommen und meinen Herrn Collegen die weitere Resolution zu überlassen. Und nach dieser wird denn in kurzer Zeit, so unnöthig das unter diesen Umständen auch seyn mag, der arme Amtmann im Arrest sizen.

Mir thut es leid, aber ändern kann ich es nicht. Würde doch an seiner Statt sein nichtswürdiges Weib zur ewigen Arbeit auf ein öffentliches Haus gebracht und zum warnenden Beyspiel vorher acht Tage mit einer auf ihrem Rükken gehängten Note von ihrer Büberey täglich einmahl öffentlich zur Schau aufgestellt! —

Aber nun zur Antwort auf Ihren lezten Brief. Der Innhalt desselben hat auch mich zu vielen Betrachtungen veranlaßt, ob mir schon die Geschichte des Predigers auf andere Art erzählt worden ist, nach der sein Amtseifer nicht eben aus gar zu gutem Herzen gekommen seyn soll. Hier sagt man, der Mann wäre ehemals nichts weniger als eifrig in seinen Predigten und exemplarisch in seinem Lebenswandel gewesen. Dieß sey er erst geworden, nachdem ihn eine geschwächte Natur von allen Ausschweifungen zurükgerufen hätte, jenes aber, weil ihm bey Besezung einer wichtigen Stelle, die er verdient zu haben geglaubt habe, ein andrer sey vorgezogen worden. Aus Rache habe er denn von Stund

an

an angefangen, häufige Strafpredigten zu halten, die besonders gegen die Großen, von denen er sich beleidigt gehalten, gerichtet gewesen wären.

Es sey indessen wie es sey. Traurig ist immer das Schiksahl eines solchen Mannes, wenn er auch selbst Gelegenheit zu dem Verfahren gegen sich gegeben hat. Wir sind Menschen und können uns leicht durch Leidenschaften hinreissen lassen, besonders wenn uns der Stolz regieret. Der kann wohl alles aus uns machen.

Aber freylich möchte ich immer der Fürst nicht seyn, der die Menschen mit falscher Münze hintergehet. Der oberste Richter seyn und an allen seinen Unterthanen Falsa strafen lassen und doch selbst die Unterthanen und Fremde, es sey auf eignen Befehl, oder durch Zulassung durch schlechte Münze in Schaden bringen — wie besteht dieß zusammen? Muß nicht der Münzer vor dem Fürsten Schamroth werden? — Gut wäre es freylich, wenn in dergleichen Fällen die Strenge der Geseze allezeit einträte!

Daß die rebellirenden Bösewichter in Ihren Händen sind, freuet mich, ob ich Sie gleich

der

der Arbeit wegen bedaure. Werden Sie indessen nicht verdrießlich und lassen Ihren Unmuth, den ich aus Ihrem lezten Briefe ungern wahrgenommen habe, fahren. Waren Sie doch sonst so stark, alle Lasten, die Ihren Schultern aufgebürdet wurden, zu tragen! Warum wollten Sie nach so vielen Siegen, die Sie über so manches Unangenehme erstritten, Muthlos werden! Ein Mann, wie Sie, der seine Pflichten so treu erfüllt hat, der eben so ein guter Christ, als ein guter Bürger ist, der wollte sinken, wenn er es trüber als sonst um sich her werden sieht?

Ich weiß zwar, daß Sie hauptsächlich nur ein Leiden beugt und daß dieses allerdings groß, ja das größte ist, was einem Manne begegnen kann; ich weiß, daß Sie ohne diese Last nicht niedergedrükt werden würden; allein ein unerschütterter Muth sieht nicht auf die Art der Leiden. Es ist freylich ein hartes Schiksal, das Sie in Ansehung Ihres ältesten Sohnes betrifft und ich kenne Ihre traurige Lage, ob Sie mir gleich nichts specielles darüber geschrieben haben, ganz in ihrer fürchterlichen Gestalt. Warum wollen Sie Sich aber darüber so sehr niederschlagen lassen? Jedermann wird Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie als ein redlicher Vater an ihm gehandelt und zu seiner Besserung alles angewendet haben, will Ihnen gar

kein Versuch gelingen, so überlassen Sie ihn seinem Schiksahle.

Traurig ist freylich der Rath, den ich Ihnen gebe, und Sie werden mir antworten, daß ich, da ich die Vaterliebe noch nicht kenne, mir keinen Begriff von dem Schmerzen machen kann, den ein Vater empfindet, wenn er sein Kind dem Abgrund entgegen gehen sehen muß. Aber hier ist doch weiter nichts zu thun. Betrachten Sie Ihren Sohn als einen wilden Auswuchs Ihrer Familie, und wenden Sie die Liebe, die Sie ihm schenkten, Ihren übrigen Kindern zu, und, um sich diese zu erhalten, lassen Sie allen Gram über jenen fahren.

Sie glauben ja eine Vorsicht Gottes und — wenn Sie die glauben, so können Sie ja auch bey dieser harten Probe freudig und getrost seyn, wie jeder es seyn kann, dessen Rükken ein unverschuldetes Elend zur Erde drükt. Gott, ohne dessen Zulassung auch dieß Elend nicht über Sie ergeht, wird gewiß zu seiner Zeit der Noth ein Ende machen.

Blikken wollen wir, zum Himmel blikken,
Lieber Freund! wenn Erdenleid uns beugt!
Mags doch immer unsre Schultern drükken,
Nur ein Blik dahin macht alles leicht,

Hin

Hin zum Urquell aller Vaterliebe,
Der die heitre Stunde, wie die trübe
Sieht und eine wie die andre gibt.

Alles kommt aus Gottes guten Händen!
Wünsch der Mensch wohl seinem Kinde Weh?
Strebt er nicht es von ihm abzuwenden? —
Und der Vater in der Sternenhöh
Sollte sein Geschöpf tyrannisch quälen,
Nur zur Lust des Leidens Loos ihm wählen,
Ohne einer höhern Führung Zwek? —

Nein, was Gott thut, dient zu unserm Frieden,
Wenn die Last auch unerträglich scheint!
Gut ist Freude, die er uns beschieden,
Gut das Loos das unser Aug beweint!
Blikte unser Aug von jenen Höhen,
Könnte durch der Zukunft Schleyer sehen,
O dann sähn wirs! — es ist alles gut!

Aber eingehüllt in Finsternissen
Liegt verborgen vor uns da sein Rath!
Nur am Ende sollen wir's einst wissen,
Daß er uns doch gut geleitet hat.
Und dann — hinter allen Trauer-Scenen
Wird das laute Jubellied ertönen:
Gott hat alles, alles wohl gemacht!

Weg nun Freund mit allen schwarzen Sorgen!
Nach des Unglüks trübsten, bängsten Nacht
Leuchtet endlich doch der helle Morgen,
Der dem Trauernden entgegen lacht!
Willenlos zum Himmelsvater schauen,
Ganz bey allem Leiden ihm vertrauen,
Hebet auch den schwächsten Muth empor.

Von meiner Lage will ich Ihnen jezt nichts schreiben. — Leben Sie wohl!

Zweyhundert und zwey und neunzigster Brief.

Der Lieutenant Müller zu G. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Da bin ich wieder in meinem alten Quartier, meine Expedition ist geendigt und ich wäre glüklich, wenn mich nicht die Liebe folterte. Meine Geliebte ist verschwunden und ich weiß nicht, wo ich sie wieder finden soll. So viel habe ich erfahren, daß ihre Gebieterinn gestorben ist und daß sie sich dann auf kurze Zeit hier aufgehalten und manche Mißhandlungen erfahren hat; wo sie sich aber jezt befindet, kann ich nicht herausbringen.

Das Bild meiner Sabine verfolgt mich, wo ich bin, wachend und schlafend und — es mag nun Schwachheit seyn oder nicht — ich liege dem Anliegen, das mich drükt, endlich unter. So lang ich draußen war, hatte ich doch Zerstreuung und wenigstens Stundenlange Ruhe; jezt aber muß ich zu viel leiden.

Was ist doch der Mensch für ein elendes Geschöpf! Wie mancher Mann bey unserm Regiment würde sich das Glük im Avancement gewünscht haben, das ich, warlich ohne Verdienst, gemacht habe, und wie wenig ist es mir! Gern wollte ich wieder Gemeiner werden, wenn ich nur Sabinen mein Weib nennen dürfte.

Wenn ich so manches Mahl auf der Wache bin, und sehe zu, wenn die Weiber meiner Untergebnen ihren Männern das Frühstük oder Mittags- und Abendbrod bringen und dann wahrnehme, wie innig sie sich — freylich nicht alle — lieben und wie herzlich sie einander bewillkommen und von einander Abschied nehmen; so geht es mir durch das Herz. Wie gern, denke ich, wolltest du mit deiner Geliebten den schwarzen Klos oder Brodkuchen essen, wenn sie dein wäre. Und da wird mir allemal so weh darauf, daß ich es nicht beschreiben kann.

Um mir einiger Maßen Ruhe und andre Gedanken zu verschaffen, reisete ich gern zu Ihnen und hielt mich eine Zeit lang in der Gegend auf, wo ich mein Daseyn erhielt und meine Jugend-Jahre zubrachte, wenn ich jezt Urlaub erhalten könnte. Denn der einzige Gedanke, der noch zuweilen Leben durch mein Wesen strömt, ist die Erinnerung meiner Jugendfreuden in unserm Garten, auf unsern und anderer Feldern und Wiesen und in den umherliegenden Büschen. Wo sind sie hin — jene frohe Stunden, wo ich, ohne Ahndung, daß der Mensch je mißvergnügt seyn könne, wie ein Vogel von Hügel zu Hügel flog! — Ach die Zeit kommt nicht wieder!

Vielleicht würde mein Schiksal noch erträglicher seyn, wenn mich nicht zugleich die Reue über mein voriges Leben dabey folterte! Dieß macht meinen Zustand oft zu dem fürchterlichsten. — Gott, wäre ich doch von einer Rebellen-Hand geblieben, um doch einiger Maßen für mein Schandleben zu büßen! Aber das wolltest du nicht! Vielleicht, daß dieß noch zu viel Gnade für mich ist und daß ich härterer Strafe entgegengehen soll? Nun es sey! Laß mich nur nie vergessen, was ich verdient habe, damit ich alles, was mir begegnet, ohne Murren und Verzweiflung annehme.

Ich weiß oft selbst nicht recht, lieber Vater, was ich von mir denken soll. Was wird es noch werden! — Jezt muß ich hinaus, um mir Luft zu schaffen.

Zweyhundert und drey und neunzigster Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ihre Nachricht von Kronenfeld hat mich betrübt und erfreuet. Betrübt, weil ein so biedrer rechtschaffner Mann sich so viel muß gefallen lassen. — Gott! das stünde ich nicht aus! Die Schande, sich als ein Missethäter ausliefern und in ein Gefängniß werfen zu lassen, wäre mir unerträglich. — Erfreuet hat mich aber auch Ihre Nachricht, da ich Hoffnung vor mir sehe, daß der Mann gerettet werden kann. Thun Sie ja alles mögliche für den Unglüklichen! Was für Freude wird es für ihn und seine Familie seyn, wenn sich sein Schiksal noch so wenden sollte, wie Sie hoffen! Und wie will auch ich mich dann freuen!

Ich würde gerne Ihrem Rufe folgen und an Ihre Seite eilen; wenn mich nicht mein Rech-

nungsgeschäfte, schlechterdings zurükhielte. Es ist jezt der Jahresschluß und ich kann nicht wohl eher weggehen, bis ich alles in Richtigkeit gebracht habe. Indessen wird alles in kurzer Zeit vorbey seyn und dann werde ich nicht säumen Ihrer Einladung und meinem künftigen Glükke entgegen zu gehen.

Aber lieber Vater, so schmeichelhaft mir bisher meine künftige Aussicht war, so wenig ich alle die neuen Lasten achtete, die auf mich warten, so sehr bin ich jezt in Aengsten, da ich erfahren habe, daß der Sohn eines Mächtigen mein Nebenbuhler bey dieser Stelle gewesen ist. — Was wird da für Verfolgung mein Theil seyn! — Und das war es wohl auch, warum Sie mir durch meine Frau sagen ließen, ich sollte mich nicht zu sehr freuen? —

Ich dachte wohl, durch Eingezogenheit und einsame Lebensart allen Nachstellungen zu entgehen; allein wird mir das gegen einen Mächtigen glükken? Es ist bekannt, wie unversöhnlich dergleichen Männer sind, die sich auf solch eine Art beleidiget finden, und wenn diese dann Rache ausüben wollen, so ist der ehrlichste Mann in Gefahr. Ich kenne, obgleich nicht aus eigner Erfahrung, die künstlichen Minen, die in dergleichen Fällen angelegt werden, und die dem am gefährlichsten sind, der am geradesten denkt und handelt.

Was werde ich für Kabalen zu erwarten haben! Denn welch eine Kette von Mißgünstigen wird sich so wohl aus wahrer Theilnahme, als auch Gefälligkeit an meinem mächtigen Feind anschließen? Wie manche Familie wird ein Fräulein in ihrem Schooße haben, das der neue Hofrath erlösen und glüklich machen sollte! Und wie wird die Schaar des Adels schreyen, daß ein Bürgerlicher eine so unbürgerliche Stelle bekommt!

Doch es sey! Ich will es wagen. Mein größter Trost ist, daß ich zu der ganzen Sache nichts beygetragen habe. Hätte ich mich zu der Stelle gedrungen, so müßte mir freylich, so wie jedem, der sich in diesem Falle befindet, übel zu Muthe seyn. Der Gedanke: Gott hat dich gerufen, nicht dein eigner Wille, muß mir erweklich seyn. Das alte Sprüchwort, so sehr es von jeher gemißhandelt worden ist, und noch übel angewendet wird: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, ist doch, gut verstanden, eine tröstende Wahrheit. Und es mag am Ende gehen, wie es will, so darf ich ja doch allem entgegen sehen, wenn ich ein ehrlicher Mann bin und bleibe.

Und Sie bleiben ja doch mein Beystand, wenn Sie auch nicht immer um und neben mir sind. Geleitet durch Ihre vieljährige Erfahrung, muß es

mir

mir ja leichter, als jedem andern werden, den neuen Weg mit nöthiger Vorsicht zu wandeln. —

Leben Sie recht wohl lieber Vater.

Zweyhundert und vier und neunzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Uttenhof an die Baronesse von Lilienthal zu Zedliz.

Ich habe Deinen lieben Brief *) erhalten und mich herzlich gefreuet, daß Ihr alle noch wohl seyd. Aber erschrokken bin ich, daß unter meinen Unterthanen so ein Bösewicht war und daß der Advocat Körner als ein Theilnehmer an der heillosen Bande eingebracht worden ist. Gewiß stekt da auch Mariane darunter und wie wenig ich wünsche, diese Verruchte unter meine Gerichtsbarkeit zu bekommen, wirst Du Dir leicht vorstellen können. Wird nicht die Nichtswürdige meine alten Sünden aufdekken und mich schamroth machen? Und was würde ich denn als Gerichtsherr für Ehre davon haben.

*) Er ist nicht gefunden worden.

Wenn ich daran denke, so schaudert mir die Haut. — Ich möchte nur wissen, wie denjenigen Gerichts-Personen zu Muthe ist, die sich unaufhörlich der Sünde gegen das sechste Gebot schuldig machen, wenn sie eine gefallene Person vernehmen sollen! Muß ihnen nicht das Herz wie Missethätern schlagen? Und doch geschieht ja das vielfältig. Hier muß wohl die größte Unverschämtheit ihre Kraft beweisen. Ich weiß Fälle, wo der Richter ein vielfacher Ehebrecher war und doch einen armen Untergebnen, den sein Unglük zum ersten Mahl fallen ließ und der sein Unrecht noch überdieß durch Ehelichung der von ihm entehrten Person wieder gut machte, wie den nichtswürdigsten Buben behandelte.

Mein Glük ist, daß Du mir alles vergeben hast. Besteht unser gutes Verständniß, so will ich gern leiden, was meine Thaten werth sind. —

Mein Geschäfte ist nun glüklich vollendet und ich habe die Freude gehabt, den armen Kronenfeld mit Hülfe des würdigen Hofrath Redlichs, nicht nur aus seinem Arrest zu retten, sondern auch wieder zu seiner alten Stelle zu verhelfen.

Ich schrieb Dir in meinem vorigen Brief, daß ich auf die Rükkunft des Fürsten wartete; allein ich wollte nicht so lang harren, weil sie sich verzog. Ich reisete daher mit dem Hofrath Redlich hinaus in die Gegend, wo er sich aufhielt und

hatte bald das Glük, ihm aufwarten zu dürfen. Mein Gesellschafter hatte mein Anliegen schon vorgebracht und ich fand weit weniger Schwierigkeit, als ich mir vorgestellt hatte.

Die Erzählung von Kronenfelds Schiksal, von seinen vielen Leiden und den, von dem Pfarrer Ludwig erlittenen Mißhandlungen, rührten ihn und er fand selbst, daß die Communication einer Urkunde Kronenfelden als ein wahres Verbrechen nicht angerechnet werden könnte. Nach einigen Aeußerungen des Verdrusses über des alten Heyms mancherley Niederträchtigkeiten, erkundigte er sich bey mir, wie ich dazu käme, Kronenfelds Fürsprecher zu seyn und ich erzählte ihm alles bis auf den geringsten Umstand.

„Ich habe kein Bedenken" sagte er nach einiger Ueberlegung, ihren Freund seines Arrestes zu entlassen, und ihm sogleich seine vorige Stelle, da sie eben unbesezt ist, wieder zu geben. Ich finde nicht die geringste wahre Untreue in des Mannes Handlung und, da er sonst brav gewesen ist, und nichts als diese Unbesonnenheit hat auf sich kommen lassen, so wird ihm dieß eine Warnung für die Zukunft seyn, und dann darf ich mir ja alles von ihm versprechen."

Er befahl hierauf den Hofrath Redlich zu rufen und gab ihm die Resolution, Kronenfelden so-

fort des Arrestes zu entlassen und ihn selbst in seine vorige Stelle einzuweisen.

Du kannst Dir vorstellen, mit welcher innern Rührung ich dem edlen Fürsten für seine Gnade gedankt habe. Ich konnte den Thränen keinen Einhalt thun, er sah es und der lezte Blik, den ich auf ihn warf, ließ mich bemerken, daß auch in seinen Augen eine Zähre glänzte.

Wir gingen nun, betäubt von Freude und machten Anstalt zur Abreise, um unserm Freunde die glükliche Wendung seines Schiksals so bald als möglich bekannt zu machen. Allein schon da ich ganz Reisefertig war, ließ mich der Fürst nochmals zu sich rufen. Ich erschrak darüber, weil ich mir eine Aenderung seines Entschlusses vorstellte und mir schon allerhand Gedanken machte, wie diese hervorgebracht seyn könnte. Indessen folgte ich dem Befehl, und begab mich, nachdem ich mich wieder gehörig angekleidet hatte, zum Herrn.

„Nehmen Sie's nicht übel" sagte er bey meinem Eintritt „ich muß noch etwas bey Ihnen gedenken. Sie haben vorhin in Ihrer Erzählung eines Juden erwähnt, der sich des armen Kronenfelds so treulich angenommen hat. Ich würde ein gutes Werk, das ich nun gewiß gethan zu haben glaube, nur halb vollbringen, wenn ich nicht auch für diesen ehrlichen Israeliten sorgen wollte. Vermuthlich wissen Sie seinen Aufenthalt und ich bitte,

ihn

ihn zu veranlassen, daß er nach Uttenhof komme und sich bey mir melde."

Aeuserst froh, daß ich mich in meiner Vorstellung so geirrt hatte und vergnügt darüber, daß auch dem guten Juden seine Ehrlichkeit belohnt werden sollte, versprach ich dieß aufs pünktlichste zu besorgen und ward sodann von dem Fürsten auf das gnädigste entlassen.

Redlich umarmte mich bey meiner Zurükkunft für Freuden, als er meine Resolution hörte und wir machten uns nun sogleich zur Abreise fertig. Allein eben als wir dazu bereit waren, sahen wir eine Menge Bauern kommen und auf Befragen, was das zu bedeuten hätte? hörten wir, daß das ganze dasige Amt vor den Fürsten bestellt worden sey. Redlich wußte so wenig, wie ich, was diese Anstalt zu bedeuten hatte, und uns beyde trieb die Neugierde, die Sache abzuwarten.

Wir gingen in den Hof des Jagdschlosses, wo der Fürst sich aufhielt, und einige Hofbedienten, die den Hofrath Redlich ohnehin und mich von meiner Aufwartung beym Fürsten her kannten, brachten uns an einen guten Ort. Die Bauern häuften sich immer mehr und mehr, so daß der Schloßhof kein unbesezteß Pläzchen hatte. Endlich ließ sich der Fürst auf einem Balcon sehen und neben ihm stand ein geheimer Secretair. Er rief das versammlete Volk auf zu hören und zu be-

herzi-

herzigen, was jezt der Secretair in seinem Nahmen ihnen vorlesen würde und sagte dabey, daß er ihnen alles gern selbst vorgetragen hätte, wenn seine Stimme und seine schwache Brust es leiden wollte.

Kannst Du Dir einen bessern Fürsten denken? — Aber alles ist noch nichts gegen die Rede, die der Secretair ablas und die der Herr selbst entworfen hatte. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie vortreflich sie war. Ernst und Liebe war überall verbunden. Nur eine einzige Stelle habe ich mir gemerkt.

„So lange ich euch regiere, habe ich euch als meine Kinder angesehen und mich für euern Vater gehalten. Ich weiß, was Vaterliebe ist und kann beurtheilen, ob ich im Ernst so gegen euch handelte. Gewiß habe ich es gethan! Gott, der Allwissende, sey hierüber mein Zeuge! Mit meinem Bewußtseyn habe ich keinen meiner Unterthanen unrecht thun oder Trostlos von mir gehen lassen und besonders euch, ihr Einwohner dieses Amtes, können Beyspiele nicht unbekannt seyn, da ich euch gegen die ersten meines Hofes Recht verschaffte. Ich habe eure Abgaben gegen die Vorzeiten vermindert, habe eure alte Nahrung erhöhet und mit eignen Kosten euch Gelegenheit verschafft, euern Wohlstand zu verbessern, ohne darauf die geringste Auflage zu legen. Alle eure billigen Vorschläge zu

Aenderungen und Verbesserungen habe ich angehört und nach euern Wünschen darauf verfügt. Kurz ich habe an euch gethan, was immer ein guter Herr an seinen Unterthanen thun kann, und wenn ich heute vor Gott treten soll, so will ich mit Freuden von dem mir anvertrauten Haushalt Rechnung ablegen. —

Und doch muß ich das trübste Schiksal, das Regenten treffen kann, erfahren? Meine Kinder, die ich liebkosete, mit denen ich so väterlich umging, die wollen sich gegen mich, ihren Vater und Herrn empören und empören sich. Höret die Stimme des Vaters und geht zurük in die Schranken, wo ihr bleiben müsset. Dann soll alles vergeben und vergessen seyn. Wollt ihr aber die Stimme des Vaters nicht hören, dann wundert euch nicht, wenn ihr die Stimme des Herrn hört. Es steht in meiner Gewalt, euch zu züchtigen und aus euerm Traum zu wekken. Ungern thue ich es, aber thun muß ich es, wenn ihr selbst nicht anders wollt."

Aber die herzliche Rede verfehlte auch ihre Wirkung nicht. Die Bauern schluchzen und weinten und ein allgemeiner Zuruf von Ergebenheit und Wunsch für den Fürsten war die Antwort auf diese Anrede.

Wir aber eilten, nun wieder hierher zu kommen, um, wo möglich, noch an diesem Tage Kro-

nenfeld die Nachricht von seinem Glük zu bringen; allein wir kamen nicht eher als nach Mitternacht hier an. Beschlossen ward jedoch, daß wir mit dem frühesten Morgen unsern Freund aus seinem Kerker führen wollten.

Dieß geschah denn auch mit der Sonnen Aufgang. Wir gingen in das Gefängniß und der Hofrath Redlich eröffnete denn dem armen Manne, der wie ein Schatten aussah, nach und nach, um ihn nicht zum Schaden se'ner Gesundheit zu sehr zu überraschen, die Veränderung seines Schiksals. Auch hatten wir zur Vorsorge, einen Wundarzt mitgenommen, der im Nothfall Kronenfelden eine Ader öffnen könnte. Aber alle diese Vorsicht war unnöthig. Er hörte die Nachricht von der Gnade des Fürsten, obgleich mit Freuden, doch aber mit großer Gelassenheit an. —

Uns zwar war diese Gleichgültigkeit sehr auffallend, allein bey einem Manne, der schon so viel Unangenehmes tragen mußte, und der dadurch gegen das größte Elend abgehärtet war, konnte auch der Gleichmuth bey Anhörung unsrer Nachricht keine besondere Erscheinung seyn. Wer einmahl gegen Leiden abgestumpft ist, wird dieß auch gegen Freuden seyn. Indessen sahen wir wohl, daß das, jedem Menschen in dergleichen Fällen so natürliche Gefühl nicht ganz bey Kronenfelden eingeschlafen war. Seine Heiterkeit vermehrte sich und da ihn

der

der Hofrath Redlich sogleich auf das Archiv führte und in seine alte Stelle einwieß, kam es endlich bey ihm zu sanften Freudenthränen.

Wir speiseten hierauf mit einander und ich bat nun Kronenfeld, seinen treuen Juden zu sich zu rufen und entdekte ihm, was der Fürst seinetwegen gegen mich geäußert hatte. Mit Freuden versprach er mir sogleich dazu Anstalt zu treffen, bat mich aber, daß ich so lange hier bleiben möchte, bis sein Weib, die er nun gleich von seinem so glüklich veränderten Zustand benachrichtigen wollte, hier ankommen würde.

Scenen von der Art, wie eine solche Zusammenkunft ist, sehe ich gerne und Du wirst nicht böse über mich seyn, wenn ich sie abwarte. Lange wird es nicht dauern und dann eile ich in Deine Arme.

Grüße Alexander Müllers Gattinn. — Sollte denn der Mann nicht auszukundschaften seyn? Doch vielleicht thut nun das Rufen in der Zeitung etwas zu seiner Entdekkung.

Zweyhundert und fünf und neunzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an Alexander Müller zu Reinstein.

Herzlich froh bin ich, daß ich endlich Deinen Aufenthalt erfahren habe. — Wie hast Du so unrecht gethan, daß Du, ohne alle genaue Erkundigung einzuziehen, Dein Weib verlassen hast? — Sie ist noch die Deinige und ihre Verbindung mit dem Schifs-Capitain war nur ein Eheversprechen, das sich nun bey der von ihr gemachten Entdekkung, daß du noch am Leben bist, von selbst aufhebt und dem auch der Capitain entsagt hat. Eile zu mir, denn ich schreibe heute, daß ich Deine Gattinn bewege auch hierher zugehen.

Hättest Du denn nicht gleich den Aufenthalt in deines Vaters Haus suchen sollen, da Dir, nach Deiner Meinung, ein so unerträgliches Schiksal zu Theil ward? Du hättest dann mir und Deinem guten Weibe manches Bekümmerniß erspart. Sie ist untröstlich über Deine Entfernung gewesen. Die nähern Umstände und wie alles zusammen hängt, sollst Du mündlich erfahren.

Ist Dir denn aber auch bekannt, daß der alte Heinze tod und Du in den Hamburger Zeitungen gerufen bist, seine Erbschaft in Empfang zu nehmen? Unmöglich kannst Du es wissen. Denn außerdem würdest Du Dich nicht so lange in Reinstein aufgehalten, auch mir wohl etwas davon geschrieben haben. Und so hast Du noch desto mehr Ursache, mit Deiner Reise hierher nicht zu säumen, denn Deine Gegenwart in Hamburg ist wohl nun sehr nöthig.

Uebrigens sey Dir tausend Dank für Deine Entdekkung gesagt, die Du mir durch den überschikten Brief gemacht hast. Du hast uns ein Räthsel aufgelöset, das uns lange schon bekümmerte. Allerdings ist die Helene in dem Briefe Deine Schwester. Sie war mit dem wakkern Manne, mit dem Hofrath von Baumann versprochen, und wollte nun ihr Wort nicht halten, ohne die Ursache anzugeben, die sie zu ihrer Sinnesänderung vermogten. Ich hatte gleich auf den Lieutenant von Radebach und daß er sie verhezt hätte, Muthmassung; allein sie hat nichts eingestanden. Nunmehr aber liegt alles am Tag —

Es ist aber noch immer die große Frage, ob das Mädchen ihr Glük nun nicht verscherzt hat; denn Baumann ist abgereiset und hat nichts wieder von sich hören lassen. Indessen werde ich doch

seiner eignen Ehre wegen verbunden seyn, ihm die Nachricht von dem ihm beygemessenen muthwilligen Mord entdekken zu lassen.

Eile, und komme bald!

Zweyhundert und sechs und neunzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Meines Sohns Alexanders Aufenthalt ist entdekt; er selbst hat mir von Reinstein aus geschrieben, wo er sich bey dem jungen Herrn van der Hardt, seinem ehemaligen Zögling, der ihn auf der Reise angetroffen und mit sich genommen hat, bisher aufhielt. Ich hoffe, er soll zu mir kommen und bitte Sie, seine Gattinn zn bewegen, daß sie, je eher je lieber auch hierher geht. Denn er kann sich ja doch nicht lange hier aufhalten. Die Hamburger Angelegenheit will das.

Durch seine Anwesenheit in Reinstein ist denn auch entdekt worden, was meine Helene zu dem besondern Betragen gegen den Hofrath von Baumann veranlaßt hat. Sie ist, wie ich mir gleich

Anfangs vorstellte, durch einen Officier, der bey uns logirt hat, verführt worden und hat sich durch eine falsche Nachricht, die freylich, wenn sie gegründet gewesen wäre, ihr Verfahren gerechtfertiget hätte, zu dem Benehmen verleiten lassen. — Ich schreibe Ihnen oder dem Herrn Baron künftig mehr davon. Jezt eile ich.

Sollte der junge Rosenfels in Zedliz ankommen und Sie davon benachrichtiget werden, so bitte ich, ihn sogleich wissen zu lassen, daß Alexanders Aufenthalt entdekt sey und er seine Zurükreise beschleunigen könne.

Leben Sie wohl lieber Freund!

Zweyhundert und sieben und neunzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath von Baumann zu Hohenzell.

Sie haben wohl recht, lieber Herr Hofrath, nur ein Leiden beugt mich hauptsächlich. Alles, alles wollte ich gern mit geseztem Muth und gelassnem Herzen tragen, wenn nur diese große Noth nicht

auf mir läge! Das wird alle Tage schlimmer mit dem bösen Buben und ich bin oft in der Versuchung zu glauben, daß es mit seinem Gehirne nicht richtig sey. — Und wäre das, so verdiente er doch Mitleiden!

Ihre Trostgründe haben ihre Kraft, aber nur bey mir nicht. Meine ganze Heiterkeit ist von mir gewichen, meine Gestalt, kann ich mit David sagen, ist verfallen für Trauren und der immer vergnügte, ruhige und heitre Mann ist in einen Zustand gesunken, der bald, bald Melancholie heissen wird. Freylich habe ich mir nichts vorzuwerfen, ich habe, so wie an allen meinen Kindern, so auch an diesem Unhold alles gethan, was ein treuer und zärtlicher Vater thun kann; und von dieser Seite kann ich mich ganz beruhigen. Aber, was Sie selbst sagen, die ächte Vaterliebe weiß nichts traurigers, als wenn sie ihr Kind dem Verderben entgegengehen sehen soll.

Habe ich nun nicht Recht gehabt, wenn ich so wenig Vertrauen auf die neuen Erziehungs-Schriften gesezt habe? Sie sind mein Zeuge, daß der Junge durch mein und der Meinigen Beyspiel nichts Böses gesehn hat, daß alles auf seine gute Erziehung gewendet worden ist, daß er erst ein gutes Kind war. Wo kommt nun auf einmahl die verdorbne und täglich mehr zu verderben scheinende Seele her?

Was mich jezt nur allein aufrichtet, ist die Hoffnung, daß ich vielleicht bald ausgelitten habe. Ich bin nun zwey und funfzig Jahr alt. Wenig Menschen erreichen dieß Alter und noch wenigere ein späteres. Wie bald kann mein Feyerabend mir erscheinen und wie gern werd ich ihm entgegen sehen! — Freylich weiß ich und bin überzeugt, daß Gottes Führung auch auf diesem dunkelm Wege gut ist, und glaube alles herzlich, was Sie mir in Ihrem Liede gesagt haben. Gewiß geht auch mich die Stimme jenes Hausherrn an: mein Sohn, ich thue dir nicht unrecht! Allein der Mensch bleibt Mensch und der Wunsch der Erlösung aus einem Uebel, das ihm unerträglich scheint, ist ihm natürlich. Sollte es Sünde seyn, wenn ich mir in meiner Lage eine baldige Vollendung wünsche? — Ich glaube nicht und — wäre sie's — Gott wird mir sie vergeben.

Ach die Hoffnung auf eine bessre Welt, auf ein Leben, wo es keinen, keinen Kummer mehr geben wird; wie ist sie doch so erquikkend! Hätte ich diese nicht; — ich weiß nicht wozu ich denn unter meinen jezigen Umständen fähig wäre. Aber diese hält mich! der Gedanke an eine bessre Welt, wie viel tröstendes hat er!

Wenn ich in dem finstern Grabe
Einst lang genug geschlummert habe,
Ruft Gott dann wieder mich herauf!
Heil mir, wenn im Schoos der Erde
Ich jene Stimme hören werde:
Wach Mensch vom Todesschlummer auf!
Bald hört mein Wort sein Ohr,
Schnell schwing ich mich empor.
Hallelujah!
Des Grabes Nacht,
Des Todes Macht,
Triumph! Triumph! liegt unter mir!

Unter Millionen Chören
Der Selgen, die dich, Gott! zu ehren,
Vor deinem Thron stehn, steh auch ich.
Seh all meine Lieben wieder
Und sing mit Ihnen Jubellieder
Und ehre und erhebe dich.
Ach ständ, ach ständ ich schon
Vor deinem Allmachts-Thron!
Hallelujah!
Bald ruft zur Ruh
Der Tod mir zu!
Dann komm ich hin! — Hallelujah!

Herrlich bricht der schönste Morgen —
Nicht mehr durch Flor der Erdensorgen —
In ungetrübtem Glanze an.

Mich erwartet ewge Freude,
Werd mit dem hellen Feyerkleide
Der neuen Erde angethan.
Wein Freuden=Thränen dann,
Wenn ich noch weinen kann.
Hallelujah!
O welches Heil
Wird dann mein Theil! —
Auf ewig mein! — Hallelujah!

Sagen Sie nicht, ich hätte Ursachen meine Erhaltung wegen meiner Familie zu wünschen! Oft ist ein frühzeitiger Tod des Vaters Glük für seine Kinder, so wenig das in manchen Fällen wahr scheint. Mangel ist oft das einzige Mittel, verdorbne Herzen zu bessern und ich weiß aus mehr als aus einer Erfahrung, daß mißrathene Kinder nur dadurch gerettet wurden, daß ihnen Gott ihren Vater frühzeitig entriß und sie dadurch vom Wohlstand in Dürftigkeit herabsinken ließ. Ihre Unbändigkeit, ihre Halsstarrigkeit und unbiegsames Wesen, das vorhin kein Mensch zwingen konnte und das sie zulezt in den tiefsten Abgrund des Verderbens gestürzt haben würde, verlor sich, so bald sie die Veränderung ihrer Lage bemerkten und, daß ihre Stüze hingesunken sey, wahrnahmen. Doch ich breche ab. —

Wie nah geht mir des Amtmanns in Schöningen Schiksahl! Wenn ein Mann so ganz ohne seine Schuld, nur durch die üble Wirthschaft eines bösen Weibes, in eine solche Lage kommt, was muß er in seinem Innersten leiden! — Grausam wäre es, wenn der Arme, wie sie glauben, noch durch harte Behandlung gekränkt werden sollte. — Wenn doch die Gesezgebung, an der heutiges Tages so viel gebauet und gekünstelt wird, auch einmahl wohlthätig bestimmte, wie die Zerrüttungen der Familien, die durch die Schuld schlechter Hausfrauen entstehen, verhütet werden können! Ein wirksames Mittel gegen dieses Unheil wäre gewiß keine geringe Wohlthat für den Staat. Aber es bleibt nur immer beym Oberflächlichen, ins Innre der Sache, wo der gröste Schaden sizt, wird nicht eingegangen. — Wäre nur der gute Amtmann versorgt, sein Weib mögte immer die schreklichsten Folgen ihrer Thorheit zum Beyspiel für ihres gleichen und, wo möglich, zu ihrer eignen Besserung in ihrem ganzen Gewichte fühlen. —

Die Nachricht, die Sie mir von dem Reformirten Prediger geben, habe ich nun auch erhalten. Es mag wohl wahr seyn, daß sein Herz eben nicht so gar rein gewesen ist. Wenigstens ist das ganz gewiß, daß sein Ernst im Strafen erst dann seine Sache ward, da er sich bey Be-

sezung einer höhern Stelle, als die ist, die er bisher bekleidete, mit Unrecht zurükgesezt zu sehen geglaubt hat. Und vor einem Eifer dieser Art kann man freylich eben keinen großen Respekt haben. — Nun er liegt und schlummert nunmehr. Ich will ihn weiter nicht richten.

Sie schreiben mir nichts von Ihren Verhältnissen mit Helenen? Vermuthlich sind es noch die nähmlichen, wie vorhin. Möchten Sie doch auf irgend eine Art in dieser Sache zur Ruhe kommen!

Ist es Ihnen denn nicht möglich, mich einmahl von Hohenzell aus zu besuchen, da es von Schöningen her nicht geschehen konnte? Daß doch die Herren Collegen mit ihrer verzweifelten Clausel wo anders hingefahren wären, ehe sie mir den Besuch eines so lieben Freundes raubten! Sie sind aber auch gar zu gewissenhaft. So etwas dankt Ihnen kein Mensch. Ich wollte gern zu Ihnen eilen, wenn es meine Arbeit und meine häußlichen Umstände litten. —

Die beyden Rebellen, besonders der Pfarrer, machen mir viel zu thun. Erst ging es mit dem andern ganz gut, aber er fängt nun auch an zurük zu gehen und impertinent zu werden. Der Prediger hat lezthin einen Versuch gemacht, aus

dem Gefängnisse zu entfliehen. Es ist ihm aber das Ding übel bekommen. Der Amtsknecht hat ihn bey seiner Beschäftigung erwischt und hat ihm für seine Geschiklichkeit eine Anzahl Hiebe beyzubringen gewußt. Ehrenhalber habe ich ihm wohl diese Expedition verwiesen, im Herzen aber den Kerl darum gelobt. Ich weiß zwar wohl, daß man heut zu Tag menschlicher zu denken glaubt, wenn man alle Schläge verbannt, allein bey dergleichen Gesellen ist diese Mode-Philosophie sehr zur unrechten Zeit und sehr unphilosophisch angebracht. — Wer wollte mit Leuten solcher Art endlich auskommen, wenn man alle Strenge ablegen müßte und — gelinde geredet — nur ein Mann ohne Einsicht und Erfahrung nimmt es einem Gefänißwärter übel, wer er seinem Arrestanten das Vorhaben der Flucht in etwas versalzet. Es wird ja von ihm Verantwortung gefodert, wenn es dem Künstler geglükt hat zu entweichen. —

Nun leben Sie wohl lieber Herr Hofrath! Und wenn Sie es möglich machen können, so lassen Sie meine Bitte um einen Besuch statt finden. Ich bedarf wahrlich des Zuspruchs eines redlichen Freundes. Und einen redlichern außer Ihnen kenne ich nicht.

Zweyhundert und acht und neunzigster Brief.

Hans von Frankenberg zu Frankenberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich konnte meinen Vorsaz, Sie bey meiner Rükreise von Grubheim zu besuchen, nicht ausführen, weil mich die Furcht vor die herumstreifenden Rebellen nöthigte, einen andern Weg auf mein Gut zu nehmen. Aber freylich hätte ich eher wieder an Sie schreiben sollen; wiewohl Sie mir noch nicht geantwortet haben. Sezen Sie aber mein Stillschweigen ja nicht in dem Mangel an der Ihnen schuldigen Achtung. Ich hatte auf meinem Gute bisher gar vieles zu thun, ehe ich wieder verbessern konnte, was meine Frau verdorben hat.

Aber wissen Sie jezt auch, daß ich von meinem bösen Weibe nun bald ganz befreyt seyn werde, ob ich nun gleich auch Mitleiden mit ihr haben muß. —

Es veroffenbarte sich, daß sie schwanger sey und ich wußte gewiß, daß ich von dieser Wirkung die Ursache nicht war. Ich schikte deshalb einen

einen Rechtsgelehrten als meinen Bevollmächtigten an sie ab, und ließ sie fragen, ob sie frech genug seyn wollte, mich für den Vater ihres Kindes auszugeben. Allein die Frau, die noch vor kurzem in allem Recht haben wollte, die es in der Verstellungskunst aufs äußerste gebracht hatte, der kein geheimer Gedanke ihres Herzens abzulokken war, diese Frau war jezt so offen, daß sie meinem Bevollmächtigten ohne Zurükhaltung, wiewohl unter den Aeußerungen des tiefsten Schmerzens und der ernstlichsten Reue eingestand, sie könne mich nicht den Vater des Kindes nennen, mit dem sie schwanger gehe.

Sie gestand ihm nicht, von wem sie sich hätte verführen lassen, rang aber, als es auf diese Frage kam, ihre Hände wie ein Mensch, den die volle Verzweiflung treibt. Mein Abgeschikter drang auch nicht weiter in sie und glaubte seinen Auftrag hinlänglich besorgt zu haben, wenn er sich von ihr ein schriftliches Bekenntniß ihrer an mir begangenen Untreue ausstellen ließ. Dieß gab sie ihm denn auch unter Vergießung vieler Thränen und unter der Versicherung, daß sie solches, wenn ich es nur verlangen würde, vor dem Consistorio wiederholen und sich, beym Gefühl ihrer Schuld, der gänzlichen Scheidung von mir stündlich unterwerfen wolle.

So

So wenig Mitleiden sie verdient, so sehr ward dieß doch bey mir rege. Ich machte mir Vorwürfe, ob ich nicht durch mein Verhalten sie zu einer solchen Ausschweifung verleitet hätte und war in den ersten Tagen über die erhaltne gewisse Nachricht von diesem Vorgang äußerst mißmuthig. Allein eine genaue Betrachtung der Art, wie ich mich gegen sie betragen hatte und die Rükerinnerung ihrer unverzeyhlichen Aufführung gegen mich, sprach mich endlich mit gänzlicher Ueberzeugung meines Herzens von allem Antheil an ihrem Fall frey.

Indessen blieb doch noch eine große Unruhe bey mir zurük, die ich, nach strenger Erforschung meines Innersten, nichts anders als der Nachricht von der Veränderung der Denkungsart meines Weibes zuschreiben konnte. Denn ich bemerkte, daß es mir allezeit, wenn ich in Ueberdenkung der ganzen Sache auf den Punkt kam, wo sie meinem Bevollmächtigten alles so aufrichtig und mit Bezeigung der ernstlichsten Reue gestanden hatte, wärmer als vorhin ums Herz ward. — So viel Gewalt hat ein aufrichtiges Geständniß des beleidigenden Theils bey dem Beleidigten. —

Hinter drein erforschte ich auch nach längerer Prüfung noch mehr und fand, daß mein Unmuth von einem tief in meinem Herzen verborgen liegenden Wunsch herrühre, daß doch die ganze Sache nicht wahr seyn möchte und daß es möglich sey, mein Weib wieder an meiner Seite zu haben. Und so bald ich diese Entdekkung gemacht hatte, so wachten meine vorigen Bedenklichkeiten wieder auf, ob ich nicht selbst an allem viel Schuld habe, ob ich nicht durch ein anderes Betragen ein Weib, das jezt doch durch ihre Aeusserungen verräth, daß sie kein ganz böses Herz habe, hätte gewinnen und dann mit ihr ein friedliches Leben führen können.

Und diese innerlichen Kämpfe, die gewiß einen großen Theil des menschlichen Elendes ausmachen und von denen der Mensch nie ganz befreyt seyn wird, — diese Kämpfe, die mir in andern Fällen schon manchen Seufzer ausgepreßt haben, begannen von neuem. Ich fand keine Ruhe aus mir selbst; aber — mein alter Kutscher verschaffte sie mir.

Er kam in einer, sein Geschäfte betreffenden Angelegenheit, zu mir auf das Zimmer, und so roh ich ihn immer gehalten habe, so wenig ich seinem altväterischen Gesichte und seinem starrem Blik zugetrauet hätte, daß er außer seinen Pferden noch irgend ein Geschöpf in der Welt beobachte,

te, so fand ich doch jezt, daß ich mich ganz geirrt hatte.

Nachdem er sein Anliegen wegen eines kranken Pferdes eröffnet und mir mit großer Theilnehmung den gefährlichen Gesundheitszustand des Thieres beschrieben, ich ihm aber ganz kurz geantwortet hatte, brach er gleich ab und kam auf meine jezige Lage. Er bedauerte mein Schiksahl, sezte aber, nach seiner nichts weniger als politischen Art, sogleich hinzu, ich sollte Gott danken, daß ich nun, wie er meinte, von dem Satan vom Weibe loskommen könnte.

Ich hatte eben nicht Lust, mich mit ihm in meinen Herzens=Angelegenheiten zu unterhalten, der Kerl machte mir aber so eine Geheimnißvolle Miene, daß ich glauben mußte, er wisse Dinge, die mir ganz unbekannt wären, und mir vielen Aufschluß geben könnten. Das bewog mich, ihm so zu antworten, daß ich seine Gesprächigkeit reger machte. Und — können Sie glauben was ich da hörte? — er versicherte mich, daß meine Gattinn mit einem fremden Handelsjuden einen sträflichen Umgang gehabt habe und daher in ihre jezige Umstände gekommen sey. —

Ich sprang bey Anhörung dieser Nachricht wie eine Furie vom Stuhl auf, blieb aber auch gleich

wie eine Bildsäule stehen und schrekte dadurch den Kerl so sehr, daß er auf die Thür zulief. Vermuthlich mogte er sich vorgestellt haben, ich wollte ihn für seine Nachricht strafen, da er aber sich bey der Thür noch einmahl umsah und mein Erstaunen wahrnahm, faßte er wieder festen Muth und sagte: gnädiger Harre, es ist bi miner armen Sele alles wor."

Seine Art, sich auszudrükken, brachte mich wieder einiger Maßen zum Besinnen und nun foderte ich von dem Manne, mir alles was er wüßte, zu entdekken. — Was ich da alles erfuhr, kann ich Ihnen nicht erzählen. Die Schamhaftigkeit läßt das nicht zu. Genug sey es, wenn ich sage, daß mich mein Kutscher, als Augenzeuge, von der schändlichsten Aufführung meines Weibes mit jenem Juden gewiß machte.

Ich bin sonst sehr tolerant, mir ist Christe, Jude, Türk und Heyde ein venerabler Mann, wenn er nur Liebe zu seinem Schöpfer und zu seinem Nächsten hat. Das übrige mag Gott richten. Aber — ich weiß es freylich nicht einzusehen, warum das so ist — in diesem Falle glaubte ich doch dnrch einen Juden mehr, wie durch einen Christen beleidiget zu seyn. Ich fand mich gedemüthiget, wie es kaum noch jemand in der Welt

gewe-

gewesen seyn mag, sah nun bald die Ursache ein, warum mein Weib so Reuevoll und wehmüthig gethan hatte und — hingeschwunden waren denn alle meine vorigen Bedenklichkeiten obgleich nicht mein ganzes Mitleiden.

Ich entließ meinen ehrlichen Kutscher, der sich noch weitläuftig heraus ließ und mich versicherte, daß er mir gern schon lange alles entdekt hätte, wenn er nicht von der Furcht, mir mißzufallen, wäre abgehalten worden, mit einem kleinen Geschenke und sendete meinen Bevollmächtigten abermals an mein verworfnes Weib ab. Meine Instruction ging jezt dahin, daß sie vor der Kanzley des Consistoriums ihren Ehebruch bekennen und den Urheber ihrer Schande entdekken müßte.

Dazu hat sie denn auch der von mir Abgeschikte vermogt und nun kann ich der gänzlichen Trennung meiner betrübten Ehe zuversichtlich entgegen sehen.

Aber gibts wohl viel dergleichen Fälle? — Das hätte ich in meinem Leben nicht geglaubt, daß sich mein Weib so vergessen könne, ob ich gleich vielmals eine sehr genaue Bekanntschaft zwischen ihr und dem Juden wahrnahm. Ich schrieb aber immer alles auf die Rechnung der Liebe zur Eitelkeit und dachte, das gute Vernehmen sey nur der Begierde, alle neue Moden gleich mitzumachen, zuzuschreiben. Denn der Jude war

immer zuerst bey mir, wenn er dergleichen Staatsneuigkeiten auszukramen hatte.

Wenn ich mir nur alles aus dem Sinn schlagen könnte! — Es ist gut für mich, daß mein Band so bald zerrissen wird und dennoch kann ich nicht sagen, daß ich froh wäre. — Doch das wird sich vielleicht in der Folge ändern. —

Aber was werden nun die Herren Consistorialen sagen, wenn sie das Bekenntniß meines Weibes überführen wird, daß sie mir sehr unrecht gethan haben, wenn sie mich in unserm ersten Termin für den schuldigen Theil ansahn! — Es ist doch recht gut, wenn dergleichen Herren Gelegenheit haben, einzusehen, daß man nicht immer gleich nach dem Schein urtheilen müsse. Lernen können sie, wenn sie wollen, aus dieser Sache sehr viel, können ihre Menschenkenntniß bereichern, sich den Grundsaz einprägen, daß man nie auf das Aeußere allein sehn, sich nie durch bloße Thränen und eine gefallende Beredsamkeit rühren lassen müsse, und dergleichen mehr. Ob dieß aber geschehen wird, bezweifle ich sehr. — Doch das geht mich nichts weiter an. Sie mögen thun was sie wollen und verantworten, was sie können. Ich werde ja nun doch mit den Leutchens bald ausgefochten haben.

Zweyhundert und neun und neunzigster Brief.

Renatus von Kronenfeld an seine Gemahlinn zu Radenau.

Wirst Du wohl glauben, was ich Dir jezt gleich schreiben werde — daß Dein Mann in das vorhin, von ihm verwaltete uud durch seine eigne Unbesonnenheit verlohrne Amt wieder eingewiesen, auf die Ehrenvollste Art eingewiesen worden ist? Und gleichwohl ist es wider alle meine, wider alle menschliche Erwartung so. Der große Wohlthäter, der mich aus den Händen des Pfarrer Ludwigs rettete, ist nebst dem Hofrath Hellbig auch hier mein Engel gewesen. So viel ich muthmaßen kann, hat ihn unser lieber Jude Semlin — unser bester Freund; — das ist freylich viel von einem Juden gesagt, aber drum doch wahr — von meinem traurigen Schiksal Nachricht gegeben, und der edle Mann ist blos meinetwegen hierher gereiset, um mich zu retten.

Stelle Dir vor, mit welcher Wehmuth ich meine Reise gemacht habe! Keinen Augenblik warest Du und die Kinder außer meinem Andenken. Ich stellte mir euer trauriges Schiksal bey meiner Abwesenheit, so wenig ich auch bey meiner Gegenwart wider meinen Willen für euch thun konnte,

te, ganz lebhaft vor. Ich seufzete unaufhörlich: ach wie wird meinem armen Weibe, meinen guten, lieben Kindern jezt zu Muthe seyn! Wenn sie der Mangel schon an der Seite ihres Gatten und Vaters drükte, wie lästig wird es ihnen nun seyn, da Vater und Gatte sie verlassen hat, und sie, wahrscheinlicher Weise, seine Rükkehr nicht hoffen können. —

Das waren die mich foltern — den Gedanken auf meiner Reise und nun denke, wie sie mich peinigen mußten, als ich bey meiner Ankunft in ein einsames Gefängniß verschlossen ward!

Hier empfand ich erst in vollem Maße, welcher elende, unglükliche Kerl ich war, und die Entfernung aller Gegenstände, die nur einiger Maßen mein Unglük auf einige Augenblikke mich vergessen lassen konnten, machte mich oft so Trostlos, daß — ich muß es zu meiner Schande bekennen — der Entschluß zum Selbstmord oft bey mir rege ward.

Stelle Dir nun meine Freude vor, als ich, ganz unvermuthet, meines Arrestes entlassen und sogleich angewiesen ward, meine Stelle, die ich vorhin bekleidete, wieder anzutreten! Ich war Anfangs ganz betäubt und konnte über keine Aeußerungen der Freude Herr werden, so gern ich dieß gegen meine Wohlthäter gethan hätte. So wie ich aber allein war, warf ich mich auf die Knie

nieder

nieder und dankte Gott, meinem so gütigen Vater, mit Vergießung einer Menge Thränen, so wohl für diese unendlich große Wohlthat, auch auch für die Gnade, daß er mich den schwarzen Vorsatz, mein Leben selbst zu enden, nicht ausführen ließ, den innigsten Dank.

Und nun, liebe Frau, geht meinem Glük nichts mehr ab, wenn ich Dich mit meinen lieben Kindern wieder um mich herum habe. Eile hierher, ich sende Dir deshalb anliegende Summe, womit Du alle zu Deiner Abreise nöthigen Ausgaben wirst bestreiten können. Eine genauere Erzählung, wie sich alles so mit mir verändert hat, sollst Du denn mündlich hören. Eile ja so viel Du kannst, bringe aber unsern guten Freund, den lieben Juden mit. Ich hoffe, daß er für seine gegen mich bewiesene Liebe belohnt werden soll. Denn es ist mir befohlen worden, daß ich ihn veranlassen soll hierher zu kommen.

Dreyhunderter Brief.

Ernst Rosenfels aus Zedliz an Aemilien Lindenfeld zu Sommerhayn.

Ich bin glüklich hier angelangt und habe mich herzlich gefreuet, da ich die Nachricht hörte, daß unser Alexander wieder zum Vorschein gekommen sey. Da nun mein Geschäfte beendiget ist, so könnte und würde ich, wo möglich im Flug, zu Ihnen eilen, wenn mich nicht der nunmehrige Hofrath Hellbig, der mir unterwegs begegnete, dringend gebeten hätte, ihn nach seiner Zurükkunft von Uttenhof, wohin er jezt reisete, zu besuchen, ob er mir gleich keine Ursache seines Begehrens entdekt hat. — Indessen war seine Einladung mit einer so freundschaftlichen Zudringlichkeit verbunden, daß ich ihrem Rufe nicht zu widerstehen vermag. Also muß ich mich noch immer eine Zeitlang gedulden, ehe ich wieder an Ihrer Seite seyn kann.

Ich muß Ihnen aber doch nun auch erzählen, was ich, nachdem ich von Hamburg aus schriebe, erfahren habe.

Bald hätten Sie Ihren Bräutigam eingebüßt. Hören Sie die trolligte Geschichte und ich hoffe denn auch für meine unverbrüchliche Treue den lebhaftesten Dank.

Zwey Tage vor meiner Abreise aus Hamburg stand ich gegen Abend vor dem Hause des alten Heinze, wo ich immer Alexandern noch abzupassen glaubte. Ich sah in einiger Entfernung ein altes Weib herum watscheln, die sich immer da herum trieb und ihre Augen auf mich gerichtet hatte. Ich wußte keine Ursache, warum der Blik dieses Weibes mir gelten sollte und wunderte mich nur über die sonderbahre Art, mit der sich der alte Köder um die da vorbey gehenden Leute so herumzudrehen wußte, daß nur der genaue Beobachter wahrnehmen konnte, daß sie sich nicht weit von einer Stelle bewege.

Es wurden der Menschen nach und nach weniger und nun walzte das Weib mit langsamen Schritten auf mich zu. Je näher sie kam, je mehr Geheimnißvolles entdekte ich in Ihrer Miene und als sie näher kam, fand ich ihre Physiognomie so abschrekkend, daß ich vor dem Weibe ein Grausen empfand, das mich, wenn es mir keine Schande gewesen wäre, zum Weichen gebracht hätte.

Ich wartete ab, was aus der Geschichte werden sollte. Endlich schlich sich denn das alte Muster zu mir heran, machte eine Verbeugung gegen mich und überreichte mir einen Brief.

Das lezte Manövre ließ mich eine Bettler-Expedition muthmaßen und alle meine vorigen

Ideen verschwanden so geschwind, als meine Hand, von diesem Gedanken mechanisch geleitet, nach der Tasche griff, um den Preiß hervorzusuchen, um den ich dieses Frauenzimmer los zu werden hoffte. Ich drehte mich dabey etwas herum und siehe! als ich mein Geschenk insinuiren wollte, war der alte Satan wie vor meinen Augen verschwunden.

Ich sah mich nach allen Seiten um, aber weg war das Geschöpfe, wie in einem Feenmährchen. Lange dachte ich der Erscheinung nach, hatte immer den Brief in der Hand und besann mich nicht, daß ich durch Lesung desselben sogleich hinter das Geheimniß kommen würde. Endlich ward es doch so viel Tag in meiner Seele, daß mir das einfiel.

Jezt ging ich in mein Logis, ohne von dem Weibe, nach der ich mich fleißig umsah, das geringste entdekt zu haben, und mit grosser Hastigkeit schlug ich mir sogleich selbst Licht auf, um klug in der Sache zu werden. Und denken Sie, wie ich erstaunen mußte, als ich folgendes las.

„Mein lieber, schöner junger Herr! *)

„Ich habe Sie gesehn und ohne daß Sie es wissen, ganz kennen lernen. Sie sind mir so liebenswürdig vorgekommen, daß ich meinen

*) Sie verzeyhen mir, daß ich dieß Compliment der Matrone so wie die folgenden ganz abschreibe.

nen ernstlichen Entschluß, meine übrigen Tage im ledigen Stande, in den ich durch den Tod meines Mannes gesezt worden bin, zuzubringen, mit ganzem Bedacht aufgegeben, und mich entschlossen habe, mit Ihnen einen neuen Ehestand zu beginnen, wenn Sie dazu, wie ich hoffe, geneigt seyn sollten.

„Ich kann freylich, das ist wahr, in meiner Person keine jugendliche Schöne offeriren und muß gestehen, daß Sie im Alter etwas von mir entfernt zu seyn scheinen. Gleichwohl aber habe ich immer noch Reitze genug, die unter meinen übrigen Umständen gewiß nicht zu verachten sind und vielleicht mehr an Mann gebracht zu werden verdienen als zu Zeiten eine blühende Schönheit."

„Die Hauptsache ist, daß ich ein schönes und ganz unter meiner Disposition stehendes Vermögen habe und dadurch einen jungen Mann in den Stand setzen kann, ohne Aufwand, Mühe und Fleiß ein glänzendes Leben führen und die Welt genießen zu können."

„Hätten Sie nicht Lust, meine Hand anzunehmen und dadurch sich einen Zustand zu verschaffen, den Tausende mit aller Kunst und Geschiklichkeit ein ganzes Lebensalter hindurch vergeblich zu erringen suchen? —

 „Sie

„Sie dürfen aus meinem freywilligen Antrag nicht schließen, daß es mir ganz an Gelegenheit fehle, eine Sele zu finden, in die sich die zärtlichen Empfindungen meines Herzens ergiessen könnten und daß ich Ihnen meine Liebe gleichsam als ob ich sie zur lezten Probe als ein Schild aushängen wollte, anbiete; nein es hat mir nie an Liebhabern gefehlt und noch bis diese Stunde zähle ich derselben mehrere. Aber alle, die sich nach dem Ableben meines seligen Mannes um meine Person beworben haben, tragen das Gepräge derjenigen Bildung und Statur nicht an sich, das ich bey dem Manne, mit dem ich glüklich seyn soll, voraus setzte und deswegen hatte ich mich, wie schon gesagt, ganz entschlossen, die Aufwallungen meines der Liebe außerordentlich empfänglichen Herzens zu unterdrükken.

„Aber Sie scheinen derjenige zu seyn, der meine Wünsche in ihrem ganzen Umfang erfüllen wird und ich halte es für eine besondere Fügung eines glüklichen Schiksals, daß ich Sie so ganz von ungfähr sah und kennen lernte. Noch nie ward ich beym Anblik einer Person Ihres Geschlechts so überrascht. Mein Herz pochte und es war mir, als ob ich eine Stimme mir ins Ohr raunen hörte: das ist der Mann, der dich befriedigen wird."

„Es

„Es hängt nun von Ihnen ab, ob Sie mich und — Sie werden dieß in der Folge gewiß finden — auch sich glüklich machen wollen. Kehren Sie Sich nicht daran, daß ich von der gewöhnlichen Art, nach welcher nicht wir der Männer, sondern diese unsere Herzen suchen, abgewichen bin. Jede Regel hat ihre Ausnahme. Sie wissen ja nicht, daß ich Sie kenne und daß ich ein Gegenstand Ihrer Wünsche zu seyn vermögte, wenn ich Ihnen nicht unbekannt wäre. Müßte ich in dem Falle nicht eine Thörinn seyn, wenn ich da auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge warten wollte?“

„Entschließen Sie Sich kurz. Ich weiß gewiß ich werde Ihnen, besonders an der Seite meiner Chatulle und im Besiz eines prächtigen Hauses nicht unreizend vorkommen. Sie sollen alles genießen was nur immer die Welt geben kann, jedem Tage ohne Sorgen entgegen gehen und immer nur die glükliche, nie aber die unglükliche Seite des Ehestandes kennen lernen.“

„Denn sehn Sie nur, in den besten und gerathensten Verbindungen, machen doch oft, wenn auch alles gut geht, die Kinder viel Verdruß, und von diesen werden Sie, wenn nicht die Natur bey mir etwas besonders vorhaben und von dem Gange, den sie sonst beobachtet,

tet, abweichen sollte, meiner Seits nichts zu befürchten haben."

„Nur dieß einzige mache ich mir zur Bedingung, daß ich Ihr Herz und Liebe, so wie die eheligen Liebkosungen aller Art ungetheilt im Besiz habe. Und das ist ja wohl nach göttlichen und weltlichen Rechten ein billiger Vorbehalt. Uebrigens haben Sie denn über alles zu gebieten."

„Ist Ihnen nun an der Sache gelegen, so lassen Sie Sich morgen Abends um sechs Uhr an dem Heinzischen Hause wieder sehen und dann sollen Sie sogleich zu mir geführt werden."

Was war da zu thun beste Aemilie! Daß ich den Antrag der Tugendbelobten Frau auch im Traume ausgeschlagen und dann auch, wenn keine Aemilie mein wäre, nicht annehmen konnte, war keinem Zweifel unterworfen. Allein was die Neigung nicht that, verlangte die Neugierde zu thun. Ich wünschte doch das zärtliche Frauenzimmer kennen zu lernen, das mit seinem Herzen so marketenderte und ich hatte nicht uneben Lust mich zur bestimmten Stunde an den bestellten Ort zur Schau aufzustellen und mich nach Belieben zu meiner Correspondentinn führen zu lassen. Allein nach mehrerer Ueberlegung gab ich doch den

Vorsaz wieder auf. Ich fand aber ein andres Mittel zur Befriedigung meiner Neugierde.

Der Sohn des Baron von Lilienthals, von dem ich Ihrem Herrn Vater geschrieben habe, schien mir ein geschiktes Werkzeug zu seyn, durch das ich meinen Zwek erreichen könnte. Ich entdekte ihm die ganze Sache und fragte ihn, ob er nicht morgen Abends meine Stelle vertreten und in einem meiner Frakke auf die zugesagte Abhohlung am bestimmten Orte warten wollte? Der Bursche ist der Abentheuer von Jugend auf gewohnt und mit Freuden willigte er in den Vorschlag.

Es ging alles gut von statten. Er stellte sich am Abend in meiner Kleidung, die ihm, weil er ziemlich groß und stark ist, beynahe ganz paßte, an die Ekke des Heinzischen Hauses und ich beobachtete ihn und alles was da werden wollte aus dem Fenster eines benachbarten öffentlichen Hauses.

Mit Einbruch der Dämmerung sah ich einen Kerl, in einen Mantel gehüllt, auf ihn zugehen und ohne weitere Umstände gingen beyde mit einander fort.

Jezt kehrte ich in mein Logis zurük und wartete mit Schmerzen auf die Rükkunft meines Substituirten, um den Gang der Geschichte zu erfahren; allein er machte mir die Zeit sehr lang.

Mir ward nach und nach bange und ich fing an die gespielte Posse zu bereuen, weil mir allerhand Gedanken durch den Kopf fuhren.

Endlich gegen Mitternacht kam er an und riß mich sogleich durch seinen vergnügten Blik aus meinen Sorgen. Hören Sie nun die Erzählung.

Der fremde Mann brachte ihn durch verschiedne Straßen und dann führte er ihn in ein großes Haus ein, wo er alles erleuchtet fand. Er mußte in die zweyte Etage folgen, wo er in einem großen Saale allein gelassen ward. — Nicht lange hernach kam denn die Dame zum Vorschein und rief meinen Abgeschikten zu sich in das anstoßende Zimmer, fuhr aber sogleich, als sie ihn genau betrachtet hatte, ganz erstaunt zurük und blieb einige Zeit wie Leblos stehen.

Nagel, so heist der junge Mensch, hatte jezt Zeit, die Göttinn zu betrachten und fand, daß sie eben nicht ungestaltet scheine, machte aber dabey die Bemerkung, daß das, was jezt etwa reizendes an ihr zu bemerken sey, nach abgelegter Schminke, dem gewöhnlichen Hülfsmittel, von der Natur versagter oder verblühter Schönheit nachzuhelfen, sich sehr reduciren würde. Indessen war in seinem Herzen der Schluß gefaßt, daß, wenn das Frauenzimmer zu einem Tausch nicht ungeneigt seyn und ihn statt meiner gelten lassen wollte, sich sogleich beyfällig zu erklären. Ein

Ent-

Entschluß, der dem jungen Menschen in seiner Lage freylich nicht zu verdenken war!

Nachdem sich das Frauenzimmer etwas erholt hatte, rükte sie wieder näher auf meinen Abgeordneten zu. Vermuthlich sah sie ein, daß das ganze Spiel meiner Abneigung mich in ihre Heyraths-Traktaten einzulassen, zuzuschreiben sey und wollte nun vor allen Dingen erörtern, ob der Substituirte mit denjenigen Naturgaben ausgerüstet sey, die sie von einem Manne, den sie in ihr Ehebett aufnehmen sollte, schlechterdings foderte. Und diese — Untersuchung es thut mir leid, daß ich, weil ich an keinen Juristen schreibe, den hier ganz passenden lateinischen Ausdruk nicht brauchen kann — schlug ganz zu seinem Besten aus.

Das Frauenzimmer rügte die vorgegangene Verwandlung gar nicht, ließ sich mit ihm über den Innhalt des an mich geschriebnen Briefes gerade weg ein und, da sie den jungen Menschen in allem einverstanden fand, so war das Glük, das mir zugedacht war, bald auf seiner Seite. Er ward dann herrlich bewirthet, unterschrieb eine schon vorräthig da liegende und von der Dame an den leeren Orten nun selbst ausgefüllte Eheberedung und ward, mit Geschenken überhäuft, durch die Manns-Person, die ihn abgeholt hatte, hierher zu mir gebracht.

Nagel war über die Veränderung seines Schiksals für Freuden außer sich und erklärte mir nun, daß er nun nicht zu seinem Vater reisen wolle. Und ich war auch froh, daß ich des Geschäftes, bey dem Baron von Lilienthal seiner Produktion wegen mich entschuldigen zu müssen, überhoben ward. Denn die bösen Gesichter, die ich mir auf allen Fall bey dieser Geschichte vorstellen mußte, waren mir bisher immer Schrekbilder gewesen.

Am andern Morgen mit dem früheſten wurden dem Herrn Bräutigam von der Frau Braut eine Menge Kleidungsstükke zum Puz geschikt, um sich in solche zu werfen und sich alsobald zur Aufwartung zu sistiren. Während dieser Ankleidung, zu der auch ein Friseur von der Gasse gerufen ward, erforschte ich von dem Abgesandten, daß die Frau Braut eine Wittbe von circa drey bis sechs und funfzig Jahr, nach den Vergnügungen des Ehestandes aber lüsterner wie oft ein Mädchen von siebenzehn Jahren, dabey jedoch sonst eine gute Frau sey, und ein beträchtliches Vermögen habe, das ganz von ihrer Disposition abhänge.

Ahnden Sie nicht, daß mich jezt die Reue ergriff, eine so ansehnliche Partie so muthwillig ausgeschlagen zu haben? — Billig wäre es, aber dann ist es auch billig, daß Sie meiner Treue besondere Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Den-

Denken Sie, welchen Kampf es mich gekostet hat, eine, von der Natur mit allen weiblichen Reizen ausgestattete, ungeschminkte, im Kunstlosesten Gewand wie eine Göttinn strahlende, an Körper und Seele himmlische Aemilie, bey dem nahen Anschein des Besitzes einer so würdigen Matrone, nicht zu vergessen! Wie schwer mußte mir die Wahl fallen! Doch genug des Scherzes. —

Ich habe der Baronesse die Geschichte aufrichtig erzählt und dachte ihr eine freudige Nachricht zu bringen. Wider alles mein Vermuthen aber erklärte sie, daß sie doch lieber gesehen hätte, wenn Nagel hierher gekommen wäre, weil sie eine solche Heyrath für ein schlechtes Glük ansähe. Also hatte ich mich sehr geirrt, wenn ich glaubte in seiner Begleitung übel aufgenommen zu werden. —

Ihre Frau Schwägerinn, Alexanders Gattinn, ein herrliches Weib, ist sehr vergnügt über die Entdekkung ihres Mannes. Sie wird ehestens bey Ihnen seyn, denn sie hat ihr Vorhaben, die Rükkunft des Barons von Uttenhof abzuwarten, nunmehr aufgegeben, da er, nach einer von ihm angelangten Nachricht, noch einige Zeit ausbleiben wird. Ich begleitete sie gern, wenn mich nicht Hellbigs Verlangen abhielt.

Jezt werde ich mich noch einige Tage hier, wo es mir wohl gehet, aufhalten, dann nach Arnswalde und von da nur auf kurze Zeit nach Sternheim zu meiner Schwester reisen und dann bin ich, ehe Sie Sich es versehen, an Ihrer Seite und genieße der Engelfreuden, die in Ihrem Umgang mein sind.

Leben Sie wohl Beste!

Dreyhundert und erster Brief.

Günther Kottwiz, Gerichtshalter zu Reinstein, an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich muß Ihnen eine Nachricht geben, die Ihnen nicht angenehm seyn wird. Indessen müssen Sie solche wissen.

Bekannt ist es Ihnen, daß Ihr Herr Sohn, der sich bisher hier aufhielt, einen Brief, den der Lieutenant von Radebach hat fallen lassen, an sich genommen hat und darüber ist viel Unheil entstanden. Radebach vermißte ihn, nachdem er wieder hergestellt war und zu seinem Regiment gebracht

bracht werden sollte. Er machte darüber viel Lärmens und, weil er Verdacht auf ihren Herrn Sohn haben mogte, so stieß er am Abend vor seinem Weggang viele empfindliche Reden gegen ihn aus. Dieser hörte alles lange ganz gelassen an, aber unversehens nahm die Sache eine andre Wendung.

Als der Lieutenant nicht aufhörte, über den Verlust des Briefes zu haseliren und sich endlich so gar gewisser Schimpfwörter bediente, so fuhr sein, nunmehr zum Zorn äuserst geneigter Gegner ihn mit den Worten an: „Herr daß sie es wissen, ich habe ihren Brief genommen und das aus der sehr untadelhaften Absicht, meine Schwester vor die Verführungen eines Bösewichts zu warnen.“

Noch wußte Radebach nicht, daß Ihr Herr Sohn von Demoiselle Helenen ein Bruder sey und fand sich bey dieser Anrede sehr betroffen. Er ward bald blaß, bald roth. Doch erhohlte er sich und beging die Unverschämtheit, daß er Miene machte nach Alexandern zu schlagen. Allein dieser faßte ihn ohne Umstände so zusammen, daß er seine Ohnmacht, hier Widerstand zu leisten, vollkommen einzusehn schien. Beschämt bat er Ihren Herrn Sohn, ihn loszulassen und das that dieser auch; allein kaum war es geschehn, so lief er in der größten Wuth nach seinem Degen und wollte auf den Unbewehrten einhauen. Die gegenwärti-

gen Fremden aber, worunter auch einige Officiers von Radebachs Regiment waren, fielen ihm in die Arme, nahmen ihm das Seitengewehr ab und verwiesen ihm sein Betragen sehr ernstlich. Er wollte sich lange nicht besänftigen lassen, endlich aber sagte ihm ein Officier etwas ins Ohr und da ward er so still wie ein Lämmchen.

Die Gesellschaft ging nun auseinander und Ihr Herr Sohn auf sein Zimmer. Alles schien jezt beruhigt und die ganze Fehde beendigt zu seyn. Gleichwohl kam nun erst die Hauptsache nach.

Der Lieutenant ging nach Mitternacht mit entblößtem Degen vor das Zimmer Ihres Herrn Sohnes und begehrte mit lautem Lärm, daß er ihm die Thür öffnen sollte. Da lezterer unbewaffnet war, und da er nach dem, was er bisher von seinem Feinde wußte, alles hinterlistige von ihm zu befürchten hatte, so war es ihm nicht zu verdenken, wenn er des Edelmanns Verlangen nicht erfüllte. Es gelang aber endlich diesem, die Thür aufzusprengen.

Jezt befand sich der angegriffene Theil in dem Fall einer Nothwehr. Er ergriff den Stiefelknecht und ging seinem Helden damit entgegen. Beyde konnten einander nicht genau erkennen, weil der Mondesschimmer das Gemach nur wenig erleuchtete. Da aber Alexander aus einigen, wiewohl

fehl

fehl gegangenen Hieben des Officiers, die Wuth bemerkte, mit der er ihn angriff, so schlug er blindlings zu und traf Radebachen so wichtig, daß dieser mit einem großen Geschrey zu Boden stürzte.

Der Lärm hatte endlich den Herrn van der Hardt munter gemacht, dieser wekte mich und wir gingen mit einem Nachtlicht auf Alexanders Zimmer, fanden den Lieutenant unbeweglich auf dem Boden liegen und jenen in Anstalten zur Flucht begriffen. Wir spürten wenig Leben an dem, durch das ihm im Gesichte herunterlaufende Geblüt kaum noch kenntlichen Lieutenant, schafften ihn jedoch auf sein Zimmer. Indessen aber war Ihr Herr Sohn mit Zurüklassung des größten Theiles seiner Habseligkeiten entwichen und bis hierher haben wir nicht ausspüren können, wo er hingekommen ist.

Gleichwohl war diese Flucht nicht nöthig, denn der Lieutenant ist schon jezt außer aller Gefahr und ganz hergestellt. Als ein Männchen, der nur mit Worten den Helden macht und den weder Muth noch körperliche Kraft unterstüzt, hatte er über den erhaltenen Schlag mehr aus Schrekken als aus Gefährlichkeit der Wunde, das Bewußtseyn verlohren und war niedergesunken. Die Wunde selbst aber, ob sie gleich viel Blut gab, war von keiner Bedeutung.

Der Herr van der Hardt ist über alle diese Vorgänge, besonders über die Abwesenheit seines Herrn Schwagers in großer Verlegenheit und hat mich gebeten, Ihnen alles zu melden, damit Sie Ihrem Herrn Sohne, wenn Ihnen sein Aufenthalt bekannt ist, wissen lassen können, daß die ganze Affaire ohne Bedeutung sey.

Dreyhundert und zweyter Brief.

Sabine Hermänninn zu Rosenthal an Friderike Hellbig zu Arnswalde.

Können es glauben, daß der Lieutenant Müller, den ich diese Zeit über als einen Todten betrauert habe, nicht nur noch am Leben, sondern auch vor kurzem bey mir gewesen ist und seine Liebesanträge bey mir auf das innigste erneuert mich aber auch zugleich in den betrübtesten Zustand gesezt hat?

Ich war lezthin mit meiner Stiefmutter in einem, nah bey unserm Dorfe liegenden Wäldchen, wo-

selbst sie einige Grundstükke hat, um bey der Arbeit einiger dahingestellten Taglöhner Aufsicht zu führen. Während daß die Leute ihr Mittagsbrod genossen, ging ich in dem Wäldchen auf und ab und sezte mich endlich unter einer großen bejährten Fichte auf einen da liegenden Stok nieder, um mich meinen Gedanken zu überlassen. Sie waren, wie Sie leicht denken können, auf ihren alten Gegenstand, auf den Lieutenant geheftet und mit innigster Sehnsucht, auch erlöset und da zu seyn, wohin er nach meiner Vermuthung war, blikte mein Auge gen Himmel und ich überließ mich einer düstern, mir aber süßen Schwermuth.

Nicht weit von dem Platze ging ein Fußsteig hin, der nach G. führt aber von Reisenden und andern Personen wenig betreten wird. Da ich dieß wußte, so glaubte ich nicht, daß mich jemand hier überraschen würde und hatte mich endlich auf die Knie niedergeworfen, um Gott um seine Vollendung anzuflehen. Mein Gebet war eifrig und meine Sinnen waren von allen äußern Gegenständen abgezogen, so, daß ich einen Reiter, der den Weg wider alle meine Erwartung hierher genommen hatte, nicht eher wahrnahm, bis mir das Schnauben seines Pferdes seine nahe Gegenwart zu erkennen gab und mich aus meinem Gefühllosen Zustand riß. Ich sprang auf

und da ich mich umwendete, hielt — denken Sie Sich die Empfindungen meines Herzens — mein so innig geliebter Müller vor mir.

Er erkannte mich so geschwind, wie ich ihn und vom Pferd herunter fliegen und mich in seine Arme schließen, war eins. Verlangen Sie keine Beschreibung von dem, was in den ersten Augenblikken dieser Ueberraschung zwischen uns vorging. Geredet ward wenig, abgebrochene Worte ohne Zusammenhang, Fragen von beyden Seiten ohne Antwort, Händedrükken und Mienensprache füllten die Scene aus.

Der Lieutenant ermannte sich zuerst, wiederholte seine Bekenntnisse von der Fortdauer seiner unauslöschlichen Liebe und drang in mich, daß ich mich für seine Wünsche erklären möchte und jezt wankte ich mehr als jemals. Ohne Entdekkung meines Zustandes sah ich keine Möglichkeit vor mir, dem Manne auszuweichen, — denn er hatte allen Einwendungen, die ich irgend erdenken konnte, schon begegnet — und diesen ihm bekannt zu machen, konnte ich mich so wenig entschließen, als ihm gerade zu alle Hoffnung auf mich zu nehmen.

Ich kämpfte schwer und mein Herz wußte keine Wahl zu treffen. Er sah meine Bestürzung, sah mein thränendes Aug, und drang nun immer mehr in mich. Jezt wünschte ich, weit von hier entfernt

fernt zu seyn. Denn, so sehr mein inneres Gefühl dagegen sprach, so war ich dennoch auf den Punkt mit Verschweigung meiner Umstände dem Lieutenant meine Gegenliebe zu versichern.

Er bemerkte mein Nachgeben und unter Aeusserungen der Gränzenlosesten Freude reichte er mir seine Hand hin um die feste Versicherung der Erklärung, die er aus meinem Betragen schon als gewiß beschlossen voraussezte, zu erhalten. Schon strekte auch ich meine Hand aus, um seine Wünsche zu erfüllen; allein — gleichsam als ob eine geheime Kraft auf mich wirkte — ich zog sie im Hinreichen wieder an mich und ganz unwillkührlich fuhren mir die Worte heraus: „ach ich kann nicht, ich bin eine Verworfne!“

Der Mann bebte bey diesen Worten zurük und mich überfiel der Nahmenloseste Schmerz über mein Geständniß. Er that dann noch einige wenige verwirrte Fragen an mich, die ich ihm nur mit Schluchzen und Thränen beantwortete, sezte sich dann in sichtlicher Zerstreuung auf sein Pferd und ritt nach stummen Abschied fort. —

Alles Leiden, was ich bisher empfand, war nichts gegen meine jezigen Empfindungen. Ich rang in stummer Verzweiflung die Hände und wußte mich nicht zu trösten. Ich bereuete daß ich ihm die Entdekkung gemacht hatte, empfand

jedoch, daß ich außerdem den schändlichsten Betrug an einen liebenswürdigen Mann begangen haben würde und wußte nicht worüber ich klagen sollte.

Meine Mutter, der ich zu lang ausgeblieben war, suchte mich auf und nun mußte ich alles unterdrükken, was in mir vorging. — Denn Sie müssen wissen, daß sie ihr Versprechen von guter Behandlung schlecht gehalten hat und daß es mir übler bey ihr gehet, als es mir jemals gegangen ist. — Gleichwohl nahm sie meine roth geweinten Augen wahr und weil ich an dem Tag mit ihr einen Verdruß gehabt hatte, und sie diesem mein Bekümmerniß zuschrieb, so mußte ich eine Menge Vorwürfe anhören, die mich in eine Trostlosigkeit versezten, der ich keinen Nahmen zu geben weiß.

Schweigend schlich ich hinter sie drein und foderte den Himmel in meinem Herzen auf, meinem Elend ein Ende zu machen. Ich ward aber so schwach, daß ich das Feld, wo unsre Arbeiter waren, nicht erreichen konnte. Betäubt sank ich nieder und wußte nicht eher wieder etwas von mir selbst bis gegen Abend, wo ich mich auf meinem Lager befand. Meine Stiefmutter war genöthiget gewesen, mich herein schaffen zu lassen und — was ich mir nimmermehr vorgestellt hätte — durch ihre Anordnung war ein Arzt herbey gerufen worden,

den, der in meiner Betäubung mir selbst eine Ader öffnete.

So sehr mich diese Sorgfalt rührte, so war sie doch wirklich keine wahre Wohlthat für mich. Denn ich wußte ja, daß kein Arzneymittel bey mir seine Heilkraft bewähren und daß kein Arzt meine Leiden lindern könne und der Mann marterte mich doch mit seinen vielen Fragen über die Umstände meines Körpers, die sich weit in die Vorzeit erstrekten und den wahren Grund meiner Schwäche ganz verfehlten. Bald suchte er in diesem bald in jenem die Ursachen meines Zufalls und ich hätte ihn gern gebeten, mich zu verlassen, wenn ich nicht meine Mutter zu beleidigen gefürchtet hätte. Endlich glaubte er einer vorgefallenen Erkältung alles zuschreiben zu müssen und nun ging es an ein Receptschreiben. Ich bekam Pulver und Getränke, die ich aber, weil sie, nach meiner vollkommensten Ueberzeugung, Selenleiden nicht heilen konnten nach und nach auf die Seite schaffte.

Indessen suchte ich mich zu fassen und je mehr ich dem Vorgang, der mich so niedergeschlagen hatte, nachdachte, je mehr gelang mir dieß. Mein Herz ward etwas ruhiger und meine Vernunft machte mich gelaßner. Der Gram wüthete noch in meinem Herzen, aber ich hatte doch so viel Gewalt

über

über mich, daß ich nach zwey Tagen wieder stark genug war, mein Lager zu verlassen.

Ich gehe nun wieder herum, aber freylich wie ein Schatten und nichts ist nun noch der Gegenstand meines Kummers, als mein Fall mit Lindenfelden. Meine Entdekkung die ich dem Lieutenant gemacht habe, reuet mich nun nicht mehr und — daß er mich verlassen hat, betrübt mich nicht mehr. Aber gleichwohl bin ich in der bedaurungswürdigsten Lage. —

Beste Frau, ich mußte Ihnen meinen Zustand entdekken, um nur einmahl mein Herz reden lassen zu können. Verzeihen Sie mir meine Freyheit. — Trost kann ich nicht suchen, aber es ist doch Linderung, wenn man seinen Kummer vor eine Freundinn bringt. Der Gedanke, daß Sie gewiß Mitleiden mit mir haben, richtet mich doch etwas auf.

Leben Sie wohl.

Dreyhundert und dritter Brief.

Der Hofrath von Baumann zu Sommerhayn an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Frisch auf, Amtmann! Endlich ist es doch richtig. Helene ist nun mein, so gewiß mein, daß ich auch Prozesse anstellen darf, wenn sich jemand wollte beygehen lassen, an sie Ansprüche zu machen. Aber Sie werden die Sache nicht von hinten, sondern von vorne wissen wollen, und meine Schuldigkeit ist es auch sie Ihnen so zu erzählen.

Ich erhielt vor einigen Tagen von dem Steuerrath Rhode zu Sternheim die Nachricht, daß sich das Geheimniß, warum Helene sich so gegen mich betrage, entdekt habe. Ein Officier, der sich um Helenens Liebe bemühete, hat, um sie gegen mich einzunehmen, ihr vorgespiegelt, daß ich ein vorsäzlicher Mörder sey, der einst einen Studenten auf seiner Stube umgebracht habe!

Sie wisseu jene Geschichte, — woher sie der Officier hat, weiß ich noch nicht — wissen, daß jener durch mich unglükliche Mensch mich meuchelmörderischer Weise in meinem Logis überfiel, und daß ich, in wahrer Nothwehr, ihn durch einen unglüklichen Stoß um sein Leben brachte. — Ihnen ist bekannt, daß ich bey der Untersuchung als ganz unschuldig bin losgesprochen worden, und

daß

daß ich gleichwohl bey aller meiner, Gott bekannten, Schuldlosigkeit, mich dieser Scene meines Lebens allezeit mit Schaudern und Thränen erinnert habe.

Kein Vorwurf kann mich treffen. Allein Sie können sich leicht vorstellen, was ich bey dieser Nachricht empfand. Ich sezte mich jedoch bald über alles weg und war auch sogleich mit Helenen ausgesöhnt. —

Freylich konnte ich noch die Fragen thun: wenn das Mädchen mich lieb hatte, wenn sie es gut mit mir meinte, wenn meine Verbindung mit ihr nur einer ihrer Wünsche war, warum sagte sie nicht gleich, was die Ursache ihrer Sinnesänderung war? —

Allein lieber Freund! — wer gerne tanzt, dem ist, wie Sie, so wie ich und mehrere aus einem alten Sprichwort wissen, leicht gepfiffen. Helene saß einmahl tief in meinem Herzen und würde bey allen philosophischen Speculationen nicht so leicht da heraus zu complimentiren gewesen seyn. Ich machte also das alles bald mit mir selbst ab. Es war mir genug, daß Helene doch eine scheinbare Ursache ihres Benehmens gehabt hatte, und, da sie nunmehr hierüber belehrt seyn mußte, so zweifelte ich jezt nicht mehr an der Herstellung der Harmonie mit ihr, die ich bisher immer noch, obgleich nur in dem tiefsten Grunde meines Herzens

und

und gleichsam als ob ich diese Empfindung vor mir selbst verhehlen wollte, ernstlich und ångstlich wůnschte.

Ohne mich lange zu besinnen, ließ ich mein Roß satteln und trabte nach Sommerhayn.

Der alte Pfarrer und seine andere Hålfte kamen mir unter Ausdrůkken der tief gefůhltesten Freude entgegen und fůhrten mich, fast wie einen gekrönten Feldherrn, im Triumphher auf. Helene kam bald dazu und nie ist sie mir noch reitzender vorgekommen. Eine Art von Verschåmtheit, die mit Reue ůber vorige Handlungen verbunden war, breitete eine Röthe ůber ihr Gesicht und machte sie åußerst liebenswůrdig. Sie reichte mir mit niedergeschlagenen Augen ihre Hand hin und sagte mit einem bezaubernden Anstand: vergeben sie mir, ich habe geirrt und bin hintergangen worden.

Daß ich zu dieser Vergebung sehr geneigt war, können Sie Sich leicht vorstellen. Ich erzåhlte nun die ganze Sache in ihrem Zusammenhange und ůberzeugte Helenen und ihre Aeltern ganz, daß ich bey jener Handlung mehr zu bedauern, als zu tadeln sey! Glůklicher Weise hatte denn auch der Zufall das seinige gethan, um den Referenten dieser Geschichte verdåchtig zu machen. Er hatte sich wåhrend seines Aufenthaltes in Sommerhayn, da Helene sich ihm, wie er hoffte, nicht

gleich Preis geben wollte, mit einem Bauermädchen sehr bekannt gemacht und diese hatte dann dem Pfarrer, da ihre Schwangerschaft an Tag kam, diesen Herrn als den Urheber derselben entdekt und ihn dadurch bey Helenen ganz schwarz gemacht.

In kurzer Zeit waren wir ganz einverstanden und eine Erneuerung meines Eheversprechens hat mir Helenens Besitz versichert und mich zum glüklichsten Mann gemacht. — Bald — hoffe ich — soll uns die Hand des Priesters ganz verbinden und dann werde ich mein Schiksal preisen.

Aber Sie, lieber Amtmann, kommen doch zu meinem Hochzeitfest? — Das thun Sie, ich weiß es gewiß! — Nur halb würde ich die Freuden dieses Tages genießen, wenn ich nicht an Ihrer Seite seyn sollte. Vergessen Sie Ihre Lage und kommen hierher, wenn Sie meine Stimme ruft, um mein Glük zu erhöhen.

So bald alles in Richtigkeit ist, erhalten Sie wieder Nachricht von mir.

Dreyhundert und vierter Brief.

Der Oberhofprediger Greis zu Grubheim an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Ich habe gehört, daß der ehemalige Pfarrer Ludwig zu Eichenthal unter Ihre Gerichtsbarkeit gekommen ist und nun bey Ihnen die Entscheidung seiner bösen Sache zu erwarten hat.

So gewiß ich überzeugt bin, daß der Mann alle Strafen die auch das strengste Urtel ihm zuerkennen mag, vollkommen verdient, so sehr geht es mir doch nahe, daß ein Prediger, der sonst unter meiner Aufsicht stand, so ganz wie ein Missethäter behandelt werden soll.

Während bey meiner, nun beynahe sechzigjährigen Amtsführung habe ich den Fall nicht erlebt, daß ein Prediger, ein Mann meines Standes, so gar sehr tief herabgesunken wäre, wie bey diesem der Fall ist und, ich kann es nicht läugnen, diese ganze Sache liegt mir sehr am Herzen und verbittert mir die lezten Tage meines Lebens sehr.

Ich bin nicht von der Art der Menschen, die die schlechten Streiche eines Geistlichen zu bemänteln und für sie, wenn sie gesündiget haben, eine Ausnahme von der Regel zu erzwingen suchen; aber doch geht es mir durchs Herz, wenn der

Mann meines Standes, gehäufter Vergehungen wegen, der ganzen Welt zum Spott aufgestellt werden soll. Vernünftige Menschen werden, wenn sie eine solche Erfahrung machen, die Achtung gegen die Diener der Kirche, nicht ganz vergessen und von einem Verworfnen nicht auf alle schliessen; aber wie viel gibt es gesezte Männer dieser Art? — Die meisten wünschen den Fall der Prediger, damit sie die Verachtung, die sie gegen den Geistlichen Stand überhaupt haben, entschuldigen und sich rechtfertigen mögen, wenn sie ihrer Spöttereyen wegen von irgend einem guten Freunde, oder auch von der Obrigkeit in Anspruch genommen werden.

Ich wünschte deshalb herzlich, daß des gewesenen Pfarrer Ludwigs Schiksal nicht so ausfallen möchte, daß dadurch den Spöttern unsers Standes eine neue Gelegenheit gegeben werde, die so überhandnehmende Verachtung desselben mit Beyspielen dieser Art unterstüzen zu können. Und deshalb wende ich mich an Sie mit der Bitte, die Sache des Pfarrer Ludwigs, wenn es möglich ist, so einzuleiten, daß seine Bestrafung kein öffentliches Aergerniß macht.

Wüßte ich nicht aus langer Erfahrung, daß die Verachtung der Geistlichen auch die Verachtung der Religion, die sie lehren, nach sich zieht, so würde ich bey dergleichen Vorfällen ganz gleich-

gül-

gültig seyn. Aber ich weiß leider! das Gegentheil. — Man nimmt immer aus dem schlechten Betragen eines Geistlichen und weil er nicht lebt wie er lehrt, Gründe her sich gegen Vorwürfe eines Sittenlosen Lebens zu rechtfertigen. Da heist es, wenn doch alles so wahr wäre, was die Geistlichen predigen, warum leben sie denn selbst nicht so? Sie predigen gegen die Hurerey und es fehlt immer nicht an Männern ihres Standes, die sich nicht allein der Hurerey, sondern auch des Ehebruchs schuldig machen. Sie eifern gegen den Diebstahl und suchen doch bey allen Gelegenheiten ihre Einkünfte mit Schaden ihres Nächsten zu vermehren und nehmen ihnen Gebühren ab, zu deren Erhebung sie nicht das mindeste Recht haben. Sie preisen die Ausübung der Barmherzigkeit an und üben sie selbst so wenig aus, daß sie den Gottesakker verschliessen lassen, wenn ein Armer dahin begraben werden soll, dessen Nachgelassne die gewöhnlichen Gebühren nicht aufbringen können. Sie verdammen die Falschheit und verläumden alle, von denen sie glauben, daß sie ihnen nicht wohl wollen. Sie reden bey allen Gelegenheiten von der Pflicht des Christen, seines Nebenmenschen Fehler zu bedekken, und sie selbst üben sie so wenig aus, daß sie sogar kein Bedenken tragen, an ihren Collegen alles aufzusuchen, was nur irgend Mißfallen erregen kann,

sie gleich hierzu ausser dem Zwek, ihr Interresse zu befördern, keine Ursache haben.

Dieß und vieles andre wird gegen die Prediger — und ich müßte gegen meine Ueberzeugung reden, wenn ich nicht sagen wollte, oft mit Recht — eingewendet und wenn der Mensch einmahl mit Grund an den Lehrern der Religion etwas auszusezen findet, so ist er sehr geneigt weiter zu gehen und die Verachtung, die jene verdienen, auch auf diese auszudehnen.

Daher wünschte, wie gesagt, ich herzlich, daß doch eine abermalige Gelegenheit die Spötterey gegen Geistliche zu begründen vermieden würde. Können Sie etwas dabey thun lieber Herr Amtmann, so werden Sie einem alten Manne in den wenigen Tagen, die er noch zu leben hat, eine große Freude, — vielleicht die lezte in seinem Leben machen.

Ich weiß zwar wohl, daß viele Ihres Standes sich ein Vergnügen daraus machen, die sogenannten Schwarzrökke, wo es nur immer seyn kann, niederzuschlagen, aber eben so gut ist mir auch bekannt, daß Sie nicht so gesinnt sind. Und mit desto größrer Hoffnung auf die Erfüllung meines Wunsches wage ich diese Bitte an Sie.

Verzeihen Sie meine Freyheit. Ich bin ganz u. s. w.

Dreyhundert und fünfter Brief.

Karl Hellbig zu Uttenhof an Friederiken Hellbichinn zu Arnswalde.

Lange Zeit, beste Friederike, habe ich solche frohe Tage nicht gehabt, wie ich bisher genoß. In dem Umgange mit Deinem Vater und dem Baron von Lilienthal führt man ein Engelleben. Je mehr man diese Männer reden hört, und handeln sieht, je mehr wird man zur Bewunderung hingerissen und zum Wunsch gebracht, auch das zu seyn, was sie sind. Könnte ich ihnen doch nachklimmen, könnte ich doch auch ganz werden, was sie sind! —

Kronenfeld ist nun wieder ganz in sein Amt eingesezt und die Freude über die glükliche Wendung seines Schiksahls wächset von Tag zu Tag. Er hofft jezt stündlich auf die Ankunft seines Weibes und seiner Kinder, und was wird denn das für eine Scene seyn, wenn sie zusammen kommen! Denke Dir ein Weib, ein zärtliches Weib, das sich ihren geliebten Gatten durch ein Commando Wache von der Seite reissen lassen mußte, das ihn, den Geliebtesten, in einem Kerker schmachtend und dem härtesten Schiksahl entgegen sehend wußte, mit ihren Kindern von allen Freunden verlassen, von allem entblößt war und an

an allen Lebensbedürfnissen Mangel litt. — Stelle Dir vor, wenn nun dieß Weib auf einmahl ihren Gatten frey und ohne Aufsicht des Gefängnißwärters umarmen, ihn, in sein Amt eingesezt, als ihren künftigen Ernährer wieder ansehen kann. Was muß das für Freuden geben! Vielleicht kann ich sie noch mit ansehn. — Und was werde ich dann fühlen, da ich mich so ganz in den Zustand der Lieben hinein denken kann! —

Ich bin nun verpflichtet und bin in dem Besiz der Stelle, die Dein Vater bekleidet hat. Ueberall, wo ich gewesen bin, ward ich wider alles Erwarten gut aufgenommen und diejenigen, denen meine Beförderung am meisten zuwider ist, waren die freundlichsten. Aber wenn sie denken, daß ich ihre Verstellung nicht wahrgenommen und ihre Bezeigungen von Dienstbeflissenheit für aufrichtig gehalten habe, so irren sie sich sehr. Ich müßte wenig Menschenkenntniß besizen, wenn ich nicht durch den Schleyer der Verstellungskunst in ihr Innerstes hätte blikken sollen. — Doch sie mögen immer in ihrem Herzen haben, was ihnen beliebt. Sie können mir doch mein Glük nicht nehmen. Und je mehr ich ihre Falschheit ergründe, desto größer wird meine Vorsicht seyn, allen Schlingen auszuweichen, die sie mir etwa zu legen gedenken.

Aber nun muß ich Dir auch eine besondere Geschichte erzählen, die mir begegnet ist. Als ich kaum einige Tage hier war, kam mein Bedienter des Abends auf mein Zimmer und meldete mir, es sey eine fremde Weibsperson da, die mich sprechen wollte. Ich konnte mir nicht vorstellen, wer von diesem Geschlechte in hiesiger Stadt etwas bey mir zu suchen hätte, ließ sie aber doch zu mir kommen, weil ich mir zulezt die Vorstellung machte, daß etwa ein Gesuch, das auf meine jezige Stelle Bezug hätte, diese Visite veranlaßt hätte.

Das fremde Weib kam herein, dürftig und in ein Gewand der niedern Volksklasse gekleidet. — Aber glaubst Du, wer sie war? — Es war des Kammerrath Heyms Tochter, mit der mich mein Vater ehemals verbinden wollte. Ich hätte sie nimmermehr erkannt, wie ich denn auch bis jezt von ihrem Schiksahl nicht die mindeste Nachricht gehabt habe. Sie entdekte sich mir aber sogleich und ich erfuhr bald, wie es mit ihr bisher gestanden hat. Sie ist noch bey Lebzeiten ihres Vaters von einem Unter-Officier, der auf Werbung in Uttenhof gelegen hat, geschwängert und vom erstern verstoßen worden, ist sodann mit ihrem Anhang, der unterschlagene Werbgelder halber das Weite suchen mußte, in der Welt herum gezogen, von ihm endlich verlassen worden und

und sucht nun endlich mit zwey Kindern in ihrer Vaterstadt Zuflucht. Sie hatte erfahren, daß ich hier sey und glaubte denn wohl, ihr alter Bräutigam würde doch so viel Achtung gegen sie haben, daß er ihr auf irgend eine Art Versorgung schaffte.

Ich erstaunte über diese Erzählung, fand mich aber im geringsten nicht verbunden, die Wünsche des Weibes zu erfüllen. Mir ist es in meinem Leben nicht eingefallen, mit ihr eine Verbindung einzugehen und was mein Vater haben wollte, kann mir doch nicht zugerechnet werden. Meine ganze Sache war daher ganz kurz abgemacht, ich gab ihr mit der Erklärung, daß sie mich künftig nicht mehr überlaufen dürfe, ein Almosen und sie mußte sich sogleich von mir entfernen.

Aber traurig ist es gleichwohl immer, daß Leute des Standes und der Erziehung so herunter sinken können, obschon dabey immer eigne Schuld ist. — Wer hätte ehemals glauben sollen, daß eine Heyminn, eines Kamerraths Tochter, noch aufs Betteln ausgehen würde! — Wenn ich das meinem Vater hätte sagen sollen, als er mich bey meiner Weigerung, sie zu heyrathen, so mißhandelte! —

Doch genug davon! — Mache Dich nur indessen fertig, daß wir, wenn ich zurük komme, gleich hierher reisen können; denn ich muß meiner jezigen Stelle sogleich vorstehen. Ich werde nicht

lange mehr hier weilen und, so bald es die Umstände zulassen, wieder bey Dir seyn.

Bis dahin — aber nein! nicht nur bis dahin, sondern bis ins späteste Alter lebe wohl, Beste!

Dreyhundert und sechster Brief.

Der Professor Müller zu J. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Nach einer langen Pause muß ich doch wieder einmahl mit Ihnen reden. Ich muß Ihnen vor allen Dingen meine Freude bekennen, daß Aemilie, meine gute Schwester, den armen Rosenfels endlich glüklich gemacht hat. Er verdient gewiß ihre gänzliche Liebe und sie wird glüklich an seiner Seite seyn. Niemand kennt sein gutes, Liebevolles Herz besser als ich. Er ist einer von denjenigen, die ihrer vortreflichen Denkungsart wegen Ehrensäulen verdienen. — Gott segne seine Verbindung!

Nun etwas von mir, lieber Vater! — Ich bin zum Inspectorat beym hiesigen Gymnasio aufgerükt, und habe nun nicht nur mehr Einkünfte und einen größern Rang — das leztere ist ja

ohnehin nichts mehr werth — sondern, was die Hauptsache ist, mehr Muse, mich andern, mir angenehmern und dabey dennoch auch einträglichen Geschäften zu widmen. Es hat sich eine Anzahl Gelehrte verbunden die Werke andrer Gelehrten zu beurtheilen und ich bin nun ein Mitglied dieser Gesellschaft. Dieß neue Geschäfte macht mir wohl viel Arbeit, aber es ist doch Ehrenvoll und obendrein bekomme ich alles, was ich thue, gut bezahlt. —

Freylich muß ich dabey manchem Auctor das Leben schwer machen, aber das kan ich nun doch nicht ändern. Ich habe einmahl den Beruf, seine Arbeit zu revidiren, und eben so viel Recht, seine Fehler zu rügen, wie ein Prediger, der die Fehler der Glieder seiner Gemeinde straft. Und was das schönste bey der Sache ist — man braucht seinen Nahmen nirgends herzugeben und der beurtheilte Auctor erfährt in seinem ganzen Leben nicht, wer sein Richter gewesen sey. Da läßt es sich ja wohl gut von Herzensgrund reden! —

Bey allem dem habe ich gleichwohl jezt mehr Zeit, wie ehemals und werde Sie ehestens besuchen und Oßwald, der nun verheurathet ist und ein vortreffliches Weib an seiner Seite hat, wird mich begleiten. O wenn ich zu meiner Aemilie und zu meiner Helene Hochzeit einträfe. Wie wollte ich mich dann freuen!

Schrei-

Schreiben Sie mir doch, ob Alexander sich wieder hat sehen lassen. Ich bin seinetwegen bisher sehr in Sorgen gewesen, denn ich habe von Rosenfels keine Nachricht bekommen und fürchte daher, daß seine Reise ihren Zwek verfehlt hat. Wenn er wieder zu Schiff gegangen seyn sollte, so sehen wir ihn wohl in unserm Leben nicht wieder. — Daß doch der Mann so gerade fortgegangen und weder seine Aeltern noch Geschwister vorher besucht hat! Was wird sein armes Weib jammern! Und wie wenig ist ihr Schmerz zu verdenken! Ich kenne sie noch von Ihrer Jugend her etwas und weiß, daß eine gefühlvolle Seele in ihr wohnt, die den Verlust eines Gatten kaum tragen wird. Ist sie, wie ich glaube, bey Ihnen, so bitte ich, mich ihr zu empfehlen.

Grüßen Sie das ganze Haus. Oßwald grüßt auch herzlich.

Drey-

Dreyhundert und siebenter Brief.

Der Lieutenant Müller zu G. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich habe sie wieder gesehn, meine Sabine, aber lieber Vater, welche Last liegt jezt erst auf mir! Besser war es, ich sah sie nie wieder.

Lezthin ritt ich spazieren und kam, in Gedanken über meine unglükliche Liebe vertieft, in ein Wäldchen und auf einen mir bisher unbekannten Weg. Es war mir gleich viel, wohin ich käme, ich ließ daher meinem Pferde seinen Willen und ritt dahin. Unvermuthet unterbrach mich in meinem Nachdenken eine weibliche Gestalt, die mir in die Augen fiel. Ich konnte erst die Stellung nicht entdekken, in der sie war und die mir etwas sonderbar vorkam, endlich aber bemerkte ich, daß sie auf den Knieen lag und im Gebet begriffen war. Aus Achtung gegen dieß fromme Geschäfte, hielt ich mein Pferd an und machte so wenig Geräusch, als mir möglich war.

Als ich jedoch nahe bey kam, hörte sie den Tritt oder das Schnauben meines Pferdes, sprang erschrokken von der Erde auf und, als sie sich wendete — sah ich meine Sabine vor mir.

Sie erblikken und in meinen Armen haben, war eins und Engelfreuden schwebten um mich.

Auch

Auch sie war voll Wonne und jezt glaubte ich, sey der Zeitpunkt erschienen, in dem alle meine Wünsche würden erfüllt werden. — Und als ich von ihr die Erklärung zu hören hoffte, nach der ich schon so lange seufzete, sie auch hierzu schon ihre Hand ausgestrekt hatte — da fuhr sie plözlich zurük und sagte die wenigen, aber mir wie ein Blizstrahl durch meine Seele fahrenden Worte: „ich bin eine Verworfene.“

Dieser Ausdruk bemächtigte sich meiner so, daß ich in dem Augenblik die gänzliche Vernichtung meiner Leidenschaft als gewiß ansah. Betäubt that ich noch einige Fragen, deren Innhalt ich selbst nicht wußte, an sie, schwang mich denn auf mein Pferd und ritt wie im Traume zurük. Ich langte vor meinem Logis an, ohne zu wissen, daß ich hier zu Hause sey und, wenn mein Aufwärter nicht da gestanden hätte, so, glaube ich, wäre die Reise durch die ganze Stadt fortgegangen.

Den ganzen Rest des Tages brachte ich in einem Zustande zu, den ich nicht zu benennen weiß. Es war mir als einem der halb wachend und halb schlafend ist. Aber endlich kam ich wieder zu mir selbst und nun empfand ich, daß meine Liebe — nicht gewichen sey. Sie nahm noch mein ganzes Herz ein, ob ich gleich den Besiz einer Verworfnen, das heißt, wenn ich es recht

erklä-

erklåre, einer Person, die ihre Unschuld einem andern aufgeopfert hat, schlechterdings nicht mehr wünschen konnte.

Nun ging es recht durch einander in meiner Seele. Liebe und Stolz kåmpften mit einander. Jene wollte, daß ich den Fall eines, mir so lieben Mådchens vergessen und sie, auch um ihrer Aufrichtigkeit wegen nicht lassen sollte, dieser sagte mir, so oft ich mich zum Nachgeben geneigt fand, entgegen: willst du eine Entehrte an deiner Seite haben? — So stritten gleichsam zwey Personen in mir und noch bis jezt dauert dieser Kampf, und ich habe nicht Gewalt genug über mich eine feste Entschließung zn fassen. Ich kann nicht aufhören, Sabinen zu lieben und kann doch nicht anders als vor dem Gedanken, eine Gefallene mein Weib nennen zu müssen, zurükbeben.

Gott was wird es noch mit mir werden! Gibt es denn wohl noch mehr Menschen in der Welt, die Leiden der Art drükken, die so sehr niederschlagen und dennoch, wenn man sie vernünftig und kaltblütig betrachtet, Schaam und Erröthung erwekken! Ist es nicht eine Schande für einen Mann meines Standes, sich eines Mådchens halber so zu quålen? Eines Mådchens halber, das ihre Zårtlichkeit schon an einen andern verschwendet hat? Und doch kann ich nicht anders. Ich wünsche ihren Besiz und erschrekke,

wenn

wenn ich den Gedanken fasse, daß sie mein seyn sollte: dabey bleibt es.

Wäre ich doch geblieben, als ich in meinem Beruf dem Tode so nahe war, hätte mich doch jener Hieb durch und durch getroffen! Wie mancher brave Mann hat sein Ende bey den jezigen Unruhen gefunden, der sich seines Lebens freuete und es gewiß ungern hingab, und ich Elender, ich muß gesund zurükkommen, um die Qualen eines tausendfachen Todes über mich zu nehmen.

Lieber Vater, reichen Sie mir die Hand und leiten mich aus dem Abgrund, in dem ich herum irre! Sollten Sie keine Gründe aufbringen können, die der Leidenschaft das Ruder meiner Entschlüsse, das sie bisher führte, entrissen und es der Vernunft gäben? thun Sie, was Sie können. Vielleicht rettet mich Ihre Vaterstimme noch, Freundesstimme kann es nicht, denn kein Mensch weiß mein Leiden.

Dreyhundert und achter Brief.

Dorothea Müllerin zu Sommerhayn an die Baronesse von Lilienthal zu Zedliz.

Ach, gnädige Frau, wäre ich doch bey Ihnen geblieben! — Stellen Sie Sich meinen Schmerz vor! Ich reise hierher in der süssen Hoffnung, meinen Mann wieder zu finden und in seinen Umarmungen alles widrige, was mir bisher begegnete, zu vergessen und ach! — der Gute ist mir abermals entrissen. Er hat in Reinstein mit einem Officier Händel gehabt, ihn, wie er glaubte, tödtlich verwundet und ist sogleich entwichen.

Sollte man glauben; daß es solche Verwirrungen geben könne? In einem falschen Wahn, den Officier getödtet zu haben, ergriff mein Mann die Flucht und der Verwundete und für todt gehaltne thut schon lange seine Dienste wieder wie zuvor.

Ich kann aber auch gar nicht begreifen, warum der, der sonst immer und in allen Sachen so bedächtlich zu Werk ging, nun auf einmal so ganz ohne Nachdenken handelt! Schon einmahl machte er es so, und ging, ohne sich genug zu unterrichten, durch einen eitlen Wahn bethört, hinweg und jezt that er das nähmliche wieder. Und jedermann sagt, daß diese eilfertige Flucht

nicht

nicht einmahl nöthig gewesen sey, weil ihn der Officier in der Nacht mörderisch überfallen hat.

Wäre es nicht fast besser gewesen, wir hätten einander in unserm Leben nicht wieder gesehen? — Gewiß würde ich das wünschen, wenn ich nicht noch immer in meinem Herzen eine schwache Hoffnung nährte, daß mein Mann noch von sich Nachricht geben wird. Seine Schwiegerältern unterhalten diese Hoffnung bey mir, und suchen mir damit meine traurige Lage zu erleichtern. Ueberhaupt thun die guten Leute alles für mich, gehen so zärtlich mit mir um und bezeigen eine solche Aufmerksamkeit für mich, daß es mir sehr wohl seyn würde, wenn ich den Kummer nicht hätte. Auch der Hofrath von Baumann, Helenens Bräutigam, gibt sich viel Mühe, mir meinen Aufenthalt und meine jezige Situation angenehmer zu machen.

Ich lebe nun zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Nachricht, die Baumann noch einzuziehen hofft; dann bin ich entschlossen, gerade nach Hamburg zu gehen und meinen Mann dort aufzusuchen. Ich dächte, ich wollte viel wetten, daß er da sey.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, und sollte Ihr Herr Gemahl von seiner Reise zurük seyn, so bitte ich, mich und mein Schiksahl ihm zu empfehlen.

Dreyhundert und neunter Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Professor Müller zu J.

Ich eile lieber Sohn, Dir sogleich auf Deinen lezten Brief zu antworten. Du hast Dich mit dem Recensiren der Bücher eingelassen? —

Das habe ich sehr ungern vernommen. Gibt es irgend eine Art von Geschäften bey der man in Gefahr ist, in der Stille die größten Sünden auf sich zu häufen, so ist es die Kunstrichterey. Es schmeichelt freylich der Eigenliebe sehr, wenn man sich dahin sezen und gleichsam aus der Finsterniß und ohne seinen Nahmen nennen zu dürfen einen Schriftsteller öffentlich meistern kann; aber eben dieß macht dieß Geschäfte gefährlich. Der Ton des Tadels und des Spottes gefällt dem Recensenten gar zu wohl und er wird ihm nach und nach so eigen, daß er keine Beurtheilung einer Schrift schreiben kann ohne zu spotten und zu tadeln. Er ist wohl gar äusserst unzufrieden, wenn er ein Werk vor sich hat, an dem er nichts auszusezen findet und läßt dann, wann er dem Schriftsteller gar nicht mit Recht beykommen kann, an den Papiermacher, Sezer und Buchhändler seinen Grimm aus.

Kann aber der Mann, dem es einmahl zur Gewohnheit geworden ist, andre zu tadeln, kann der wohl stets bey der strengen Wahrheit bleiben? Nimmermehr! Ein Werk das ganz verdient angepriesen zu werden, empfiehlt der Recensent, den die Natur oder die Gewohnheit zum Spötter seines Nächsten gemacht hat, nur von einer oder der andern Seite und sucht immer, wenn er ihm auch das unbedingteste Lob im Eingang seiner Recension ertheilte, eben dieß Lob in der Folge, wäre es auch nur durch irgend ein Paar wizige Ausdrükke, oder lächerlich machende Einfälle zu mildern. — Ist das Werkchen mittelmäßig und verdient dessen Auctor Erinnerungen; zugleich aber Aufmunterung, so wird er, wenn auch diese — wiewohl immer sehr sparsam — erfolgt, dennoch in einem so bittern Tone zurecht gewiesen, daß er sich über den Tadel mehr betrüben muß, als ihm die Aufmunterung Freude machte. — Ist die Schrift schlecht; dann werden alle Pfeile, die der gefüllteste Recensenten-Köcher in sich enthalten kann, auf den armen Auctor abgeschossen und er wird öffentlich so zur Schau aufgestellt, daß er darüber zur Verzweiflung gebracht werden möchte. Im ersten Fall wird der Schriftsteller durch eine Behandlung der Art verdrießlich gemacht und bewogen aller dieser Arbeit sich künftig zu entschlagen und manches Lehrreiche Buch wird unter-

drükt werden. — Im zweyten Fall wird der Auctor, der durch sanfte Zurechtweisung vielleicht zu mehrerer Aufmerksamkeit und Fleiß ermuntert worden wäre, ganz niedergeschlagen werden und die Schriftstellerey verfluchen. — Im dritten Fall wird der gezüchtigte einer ganzen Gegend zum Gespötte und wenn er dieß auch in Rüksicht als Schriftsteller verdient, so hätte er doch, weil er in seinem Amte ein brauchbarer und geschäzter Mann war, geschont werden sollen, weil nun die Achtung aller derer, mit denen er, oft als Untergebner, zu thun hat, auf einmahl dahin ist.

Ich kenne verschiedne Männer, von denen ich mit Wahrheit behaupten kann, daß sie die Recensenten gleichsam wie durch ein langsames Gift umgebracht haben. Ich will dir nur die Geschichte des einen erzählen. Er war Caplan in einer kleinen Stadt, ein Geistlicher, der bey jedermann in Ansehen stand und in seinem Amte, das er mit Treue führte und durch einen untadeligen Lebenswandel ehrte, mehrere Jahre viel Gutes gestiftet hatte. Er besaß viel Kenntnisse, und studirte bey gewissenhafter Besorgung seiner Amtsverrichtungen immer fort, er hatte sich aber

die Grille in seinen Kopf gesezt, es sey gar nicht nöthig die neuern Schriften zu lesen, und von der konnte ihn nichts abbringen. Ich selbst habe deshalb vielmals mit ihm geredet, und, weil ich wohl merken konnte, daß er Lust hatte ein Schriftsteller zu werden, ihn sehr gewarnt, er möchte sich mit seiner Arbeit ja nicht ins Publikum wagen wenn er sich nicht vorher neuerer Gelehrten Gedanken über die von ihm bearbeiteten Materien bekannt gemacht hätte.

Allein das half alles nichts; was er auf Schulen und Universitäten gehört hatte, war ihm untrügliches Orakel und er ahndete gar nicht, daß es außer den Schriftstellern, die er kannte, Männer geben könne, die weiter als diese gekommen wären. Es fehlte dem Manne an hinlänglicher Beurtheilungskraft, ohne die ihm seine Kenntnisse wenig helfen konnten.

Er wagte es also dennoch mit einer Schrift hervorzugehen und unglüklicher Weise traf sie einen Gegenstand, der freylich durch die Arbeiten der Neuern eine ganz andre Gestalt gewonnen hatte, als die war, die der Mann aus den Vorträgen seiner ehemaligen Lehrer und aus den Büchern seiner Sammlung kannte.

Kaum war seine Schrift erschienen, so fiel auch gleich alles über ihn her. Besonders aber ward er in einer gewissen, zu jener Zeit sehr bekannten Zeitung so gemißhandelt, daß der vorhin bey jedermann beliebte und geehrte Prediger auf einmahl Liebe und Achtung verlohren hatte. Vorzüglich waren diejenigen, die sich aus Journalen und gelehrten Zeitungen oberflächliche Kenntnisse zu sammeln pflegen, um damit in Gesellschaften prahlen und sich als bedeutende Männer geltend machen zu können, äußerst bemühet, das entehrende Urtel, das über den armen Auctor gefällt worden war, überall zu verbreiten. Das Zeitungsblatt ward an die, die es außerdem vielleicht nicht gesehen hätten, von Haus zu Haus communicirt und man nahm sich sogar Abschriften davon um es recht ausbreiten zu können.

Niemand war dabey eifriger, über den Schimpf, den der Caplan erlitten hatte, sich lustig zu machen, als diejenigen, die nicht im Stande waren, jemals das geringste drukken lassen zu können und die, die Leere ihres Kopfes überzeugte, daß sie nie in die Hände eines Recensenten kommen und auch nicht einmal eine nachtheilige Beurtheilung erwarten konnten. Sie glaubten durch Verbreitung dieser Sache die Ehre des Kunstrichters zur Hälfte auf sich zu bringen und zweifelten nicht, daß sie nun schlechterdings ins Licht kommen müßten,

ten, wenn sie einen bisher als Gelehrter gegolten habenden Mann in den Schatten brächten.

Dem armen Caplan blieb nicht verschwiegen, welche Wirkung die ihm ohnehin fatale Beurtheilung in seinem Kreise gethan hatte. Er zog sich die Geringschäzung, die dieser Vorgang hervorbrachte und die unausbleiblichen traurigen Folgen derselben, so zu Herzen, daß der Gram sein Leben verzehrte und ihn zu einer Zeit ins Grab strekte, da eine Gattinn und sechs Kinder ihren Ernährer am nöthigsten brauchten.

Dieß ist wahre Geschichte mein Sohn. Stelle Dir nun vor, was würdest Du empfinden, wenn Du durch ähnliche Behandlung eines Schriftstellers einen sonst verdienten Mann dahinbringen würdest, wohin dieser Geistl'che gebracht ward! Kann wohl etwas das Gewissen mehr drükken, als das Bewußtseyn, durch bloßen Muthwillen eine ganze Familie unglüklich gemacht und das gute, das ein Rechtschaffner gestiftet hatte und noch lange stiften konnte, zerstört zu haben?

Freylich sind nicht alle Kunstrichter von der Art, die ich beschrieben habe und es wäre auch nicht gut, wenn das so wäre; aber jeder der sich diesem Geschäfte unterzieht, ist in der Gefahr hingerissen zu werden, daß er die Gränzen, in denen nur sein Amt der Menschheit wohlthätig seyn kann, überschreitet.

Oft übernimmt ein solcher Mann mit dem festen Vorsaz, unpartheyisch und glimpflich gegen jeden Auctor zu verfahren, das Amt eines Recensenten, aber hundert Umstände, deren Eintretung er vorher gar nicht voraussah, leiten ihn unvermerkt von dem Ziele ab, das er sich gestekt hatte und führen ihn bald zur Fertigkeit in der muthwilligsten Spötterey. Manches Mahl bestimmt ihn nur ein einiger schöner Einfall, ein wiziger Gedanke, — den er, wenn er schonend verfahren wollte, unterdrükken müßte, — daß er die Schranken, die er sich selbst gesezt hatte, überschreitet und lieber einem Mann auf eine ganze Lebenszeit Achtung und Ehre raubt, als daß er diesen Einfall ungeschrieben lassen sollte.

Und ist jemand, von dem ich glaube, daß er bey Beurtheilung des Schriftstellers den Bruder, mit dem er zu thun hat, und bey Ausübung des Recensenten = Amtes, die Pflichten des Menschenfreundes vergessen wird, so bist Du es. —

Laß von diesem Geschäfte, damit Du nicht in die Gefahr kommst, Fluch und Seufzer eines Mannes, der Dich nie beleidiget hat, auf Dein Gewissen nehmen zu müssen. — Und was hast Du denn am Ende von der ganzen Sache? — Verdienst? — Verflucht ist der, der sich Einkünfte durch Niederdrükkung seines Nächsten erwirbt? —

wirbt? — Ehre? — Was ist Ehre überhaupt anders, als ein leeres Hirngespinste, nach welchem der Mann, der alles nach seinem wahren Werth beurtheilet, nicht haschet. Sie hat aber besonders hier wenig zu bedeuten.

Laß auch seyn, daß dieser und jener über ein gelehrtes Zeitungsblatt, worin ein armer Schriftsteller zur öffentlichen Schau aufgestellt wird, sich sehr freuet, von dem wizigen Verfasser desselben bey allen Gelegenheiten mit Enthusiasmus spricht und die Helle seines Kopfes in die Höhe hebet. Was hat er davon, da man ihn nicht kennt und wie lange dauert dieser Glanz. Eine Recension ist gar bald vergessen und am Ende kommt es wohl gar dahin, daß der getadelte Auctor hintendrein seinen Kunstrichter zu Schanden macht.

Du wirst gewiß Beyspiele wissen, wo ein Schriftsteller von vielen getadelt und am Ende sein Werk von einem ganzen Publiko so brauchbar befunden ward, daß die Verlagshandlung es vielfältig neu auflegen und gegen die Nachdrukker desselben kämpfen mußte? — Was ist denn eine Stimme, wenn der Erfolg zeigt, daß so viele Stimmen das Gegentheil sagen. Wo ist denn des Kunstrichters Ruhm? — Nichts ist ihm weiter übrig, als der Trost, daß er Troz allem Beyfall, den ein Auctor gefunden hat,

dennoch immer dabey bleibt, daß alle Menschen ausser ihm nicht richtig zu urtheilen vermögen. Wie schwach aber der sey, liegt am Tag. — Und Dir müssen ja auch Fälle genug bekannt seyn, wo ein Recensent lobte und der andre tadelte und jener sogar den Schriftsteller gegen diesen mit gutem Erfolg in Schuz nahm: wo bleibt denn die eingebildete Ehre?

Du machst mir eine Freude, wenn Du Deinen Sinn änderst. Ich mag nicht gern die Unruhe haben, einen Sohn von mir in der Gefahr zu wissen, daß er die Seufzer eines gemißhandelten Menschen auf sich lade. —

Doch mehr davon und von andern Nachrichten, die ich Dir zu geben habe, wenn Du zu mir kommst. — Ich hätte alles bis dahin verspart, wenn mir diese Sache nicht zu wichtig vorgekommen wäre.

Lebe wohl.

Dreyhundert und zehnter Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath von Baumann zu Hohenzell.

Dank sey es dem Himmel, daß mein lieber Freund endlich mit der dem Vater Adam einst genommenen, ihm bisher gefehlt habenden Ribbe gerüstet worden ist, und zwar mit eben derselben, die er immer nur für die einzige hielt, die ihm füglich angepaßt werden könnte! —

Drey Mahl Dank sey aber auch dem Himmel daß es keine Ribbe ist, wie ich lezthin eine beschrieben las. Ich war in dem Garten eines Mannes, der unter andern Eigenheiten, auch diese hatte, daß man in jeder Laube Steine antraf, worauf Gedanken von des Besizers guten Freunden in Prosa und Versen zu lesen waren, die sie ihm bey ihren Besuchen geben oder versprechen und hernach schikken mußten und die er denn unter dem Nahmen der Verfasser auf diese Steine hat mahlen lassen. Da fand ich denn auch diese Innschrift:

Auf meine liebe Gattinn:

Aus Adams Seite nahm das erste Weib ihr Leben,
Zu dir hat Satanas die Ribbe hergegeben.

N. N.

Weislich hat wohl der Mann seinen Nahmen nicht ausgedrükt, denn wenn die tugendbelobte Gattinn von ungefähr einmal in den Garten hätte kommen sollen, so würde sie ihn berippt haben, daß ihm das Poetisiren auf seine ganze Lebenszeit vergangen wäre. —

Ich freue mich über Ihr Glük, wie ich mich weiland über mein eignes freuete, da ich meine Hausehre in der Gestalt eines rüstigen Bräutigams unter mein Dach und in mein Ehebett führte. Nichts konnte mich bey Erhaltung Ihrer Nachricht abhalten, meinen großen silbernen Becher aus dem Garten auszugraben, wohin ich ihn neulich auf Anrathen meines besorgten Weibes mit andern Sachen von Werth in höchsteigner Person verbarg.

Sie redete mir so viel von den Rebellen vor, die sie stündlich erwartete und bewog mich endlich, so wenig ich Ursache zu glauben hatte, daß es dieser Art von Leuten gelingen würde, auch bey uns zu hausen und zu wirthschaften, zu dieser Vergrabung. Ich dachte, manches Mahl redet doch ein Weib ihr Wort zur rechten Zeit, machte in meinem Garten ein Loch und spedirte meinen großen Becher nebst andern Sachen hinab. Es war doch auf allen Fall klug gehandelt, denn wenn nun ja ein Hause Rebellen bey mir einbrechen sollte,

so durften sie sich doch mit Wegschaffung dieser Sachen nicht incommodiren.

Nichts hielt mich, wie gesagt, ab, diesen Becher auszugraben und ihn mit meiner Familie auf Ihr Wohl mehr als ein Mahl auszuleeren. Ist das Glük ihres künftigen Ehestandes so rein wie mein Rebensaft war, werden Sie mit Ihrer Helene so alt werden wie mein Becher — er führt die Jahrzahl 1605, ist aber drum nicht, wie Sie wohl gar denken könnten, aus einer Kirche gestohlen, sondern stammet in gerader Linie von meines Urgroßvaters Großvater mütterlicher Seite her, und hat sich durch den dreißigjährigen Krieg, auch durch Kipper und Wipper durchgearbeitet. — Werden Sie so viel Kindlein zur heiligen Taufe befördern lassen, als wir Tropfen daraus getrunken haben — dann denken Sie daran, daß das alles Freund Sturz durch seinen guten Wunsch gethan hat. —

Bin ich bey Ihrer Hochzeit nicht durchaus hier nothwendig, so komme ich gewiß dazu, und dann wollen wir es uns wohl schmekken lassen, wollen auch ein Tänzchen machen, so gut sich's mit Leuten thun läßt, die — respective — der weite Umfang ihres Madenbehälters schlechterdings abgehalten hat, sich mit der Tanzlust sehr vertraut zu machen. —

Aber, höre ich Sie fragen: woher kommt denn meinem Freund Sturz diese bisher ihm seltene Heiterkeit? — Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich vermöge meines Temperamentes von allem Mißmuth bald geheilt bin, wenn ich auch nur eine entfernte Hoffnung habe, daß die Ursache desselben in der Zukunft aufhören wird? — Und jezt bin ich in dem Fall.

Mein Junge, der mir bisher so vielen Verdruß machte und der nicht zu verbessern schien, hat sich nun geändert, seitdem ich ihm eine weidliche Predigt gehalten habe, in der ich alle meine Amtmanns- und Inquisitions-Beredsamkeit aufgeboten hatte. Er war erst unempfindlich, wie ein Stok und mit warmen Herzen sah ich, daß meine Vorstellungen auch nicht den geringsten Eindruk auf ihn machten. Gleichwohl ward er endlich, da ich fortfuhr, ihm mit Liebe und Ernst in sein Innerstes zu reden, ganz weich, bekannte seine Fehler, erklärte sich schuldig und versprach thränend und mit Aeußerungen der tiefsten Reue und innrer Wehmuth, künftig alle seine Unarten abzulegen.

Der größte Gewinnst in einer der hochansehnlichsten Lotterien, die noch je die Kunst des Menschen, über den Beutel seines Nebenchristen Projekte zu machen, erfunden hat, würde mich nicht so erfreuet haben, als der Sieg über die Wiederspen-

spenstigkeit meines Kindes. Von Stund an war ich wieder der frohe Mann, der ich sonst war, und, da der Bube bisher sein Wort gehalten hat, so bin ich nun, meiner andern Beschwerden ungeachtet, fast noch heiterer wie ehemals.

Es ist doch gewisser Massen um ein Temperament, wie das meinige, eine hübsche Sache. Ich bin freylich bald und eher wie ein andrer niedergedrukt, wenn mich ein hartes Leiden heimsucht; aber ich fühle auch mehr Wonne, als dieser andere, wenn nur ein heitrer Strahl auf meinen Fußpfad fällt.

Doch genug für jezt; wie ich hoffe, mündlich ein mehreres.

Dreyhundert und eilfter Brief.

Friederike Hellbig zu Arnswalde an Sabinen Herrmännin zu Rosenthal.

Ich bedaure herzlich, liebes Frauenzimmer, daß Sie eine unglükliche Leidenschaft verzehrt. Freylich wäre es besser gewesen, Sie hätten Müllern nicht wieder gesehn.

Ich hätte Ihnen lange Nachricht geben können, daß Ihre Gedanken von seinem Tod ungegrün-

gründet wären, wenn ich nicht eben deswegen geschwiegen hätte, um nicht den Wunsch seiner Verbindung, die schlechterdings nicht vortheilhaft für Sie seyn kann, in Ihnen wieder rege zu machen. Vielleicht wären Sie bey Ihrem Irrthum geblieben und hätten eine unselige Liebe unterdrükt. — Daß doch ein so unglükliches Ungefähr Sie wieder zu Ihrem Geliebten bringen mußte!

Aber es ist nun anders doch nichts zu thun, als daß Sie Ihre Leidenschaft beherrschen, da Sie nicht die geringste Hoffnung bey selbiger haben. Bey Ihrer Mutter wirds Ihnen, nach dem, was Sie mir von Ihrer Behandlung geschrieben haben, schwer werden, denn ich glaube nicht, daß sie sich in der Folge ändern wird. Die Sorgfalt, die sie gegen Sie bewiesen hat, da Sie krank waren, wird nicht bleibend seyn und das Lied wird bald wieder aus dem ersten Ton gehen.

Ich lade Sie daher nochmals zu mir ein und verspreche Ihnen die beste Aufnahme. Wir gehen jezt von hier weg und kommen nach Uttenhof, wo mein Mann eine neue Stelle erhalten hat. Es fehlt uns nicht an hinlänglichem Auskommen und Sie werden mir eine liebe Gesellschafterinn seyn. Ich will mir denn alle Mühe geben, Ihre Lage zu erleichtern und vielleicht werden Sie bald bey Uns geheilt.

Auf das Versprechen Ihrer Mutter, Ihnen ihren Nachlaß zu vermachen, dürfen Sie ohnehin nicht viel bauen. Es ist noch eine große Frage, ob sie es halten wird. Ich kenne mehr dergleichen Personen, die andern dergleichen zusagten und sie dadurch bewogen, alles aufzuopfern und am Ende wurden sie doch in ihrer Hoffnung betrogen. Zudem kann ja Ihre Stiefmutter noch nicht sehr in die Jahre seyn und da ist die Aussicht auf diese Erbschaft von wenig Bedeutung.

Kommen Sie her Liebe! Um Ihnen alles recht leicht zu machen und damit Sie nicht genöthiget sind, Ihrer Stiefmutter die Veränderung Ihres Aufenthaltes vorher bekannt zu machen und sich vielleicht Mißhandlungen auszusetzen, so habe ich diesen Plan gemacht.

So bald ich erfahre daß Sie Sich zu uns begeben wollen — und das kann ja durch einige Zeilen von Ihnen geschehn — dann schikke ich Ihnen einen Wagen und bitte Sie durch eine Zuschrift, daß Sie sogleich zu mir kommen sollen, ohne dabey unseres vorherigen Briefwechsels Meldung zu thun. Reisen Sie gleich ab und Ihre Mutter hat nicht die geringste Gelegenheit, über Sie verdrießlich zu werden.

Entschließen Sie Sich kurz, ich weiß gewiß, es wird Sie nicht gereuen. Sie dürfen auch nicht

glauben, daß Sie uns je lästig werden würden, das sezte auf unserer Seite eine schlechte Denkungsart voraus. Ueberdem hoffe ich Ihnen mehr danken zu müssen, wenn Sie Sich es bey mir gefallen lassen, als Sie mir.

Eilen Sie Liebe!

Dreyhundert und zwölfter Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Zedliz an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Nun bin ich endlich von meiner Reise zurük und freue mich wieder in dem Umgange mit meinem Weibe und mit meinen Kindern, freue mich auch, daß ich wieder mit Ihnen reden kann.

Ungern habe ich freylich gehört, daß Ihr Sohn Alexander abermals verschwunden ist und sein armes gutes Weib in neue Betrübniß gesezt hat; da aber die Sache mit dem Lieutenant gut abgelaufen ist, so bin ich überzeugt, er wird sich schon wieder melden. Er weiß, daß seine Einbildung von der Heyrath seines Weibes ungegründet gewesen ist und er hat sie zu lieb, als daß er nicht

von

von Herzen wünschen sollte, wieder an ihrer Seite zu seyn. Gewiß wird er horchen oder horchen lassen, wie es mit dem Officier stehet und wird bey Ihnen seyn, ehe Sie Sichs vielleicht vorstellen.

Seyn Sie indessen froh, daß das gute Verständniß Helenens mit dem Hofrath von Baumann wieder hergestellt ist. Ich wüßte nichts davon, wenn ich es nicht auf meiner Reise erfahren hätte. Ein Mann aus Sternheim, der mit mir in einem Gasthof übernachtete — seinen Nahmen und Charakter habe ich vergessen, doch so viel weiß ich noch, daß an dem leztern hinten ein Rath war — hat mir alles erzählt. Da seine Frau mit Ihrer Helene gut bekannt ist, so wußte er alles aufs genaueste. Ich wünsche Ihnen Glük zu dieser Verbindung.

Jezt muß ich Ihnen aber doch auch etwas von meiner Reise erzählen. Es ist mir wohl gegangen und die mancherley Veränderungen, die ich da gehabt habe, haben mich recht vergnügt gemacht und auf meinen Gesundheitszustand, der bisher nicht der beste war, einen sehr guten Einfluß gehabt. Ich habe den Zwek meiner Reise erreicht und die Rettung eines Unglüklichen mit bewirken helfen, habe eine Menge guter Menschen kennen lernen und hie und da in manchen Gegen-

den viel neues gelernt. Von dem Unglüklichen hören Sie folgendes.

Ein gewisser von Kronenfeld, der in Uttenhof in Diensten gestanden hatte, fand sich durch die Bosheit eines andern genöthiget, mit Weib und Kind seinen Posten und alles zu verlassen, ob er gleich selbst kein Verbrechen begangen hatte. Seine Entfernung aber berechtigte seine Vorgesetzten, ihn dieses Verbrechens zu zeihen und da nach einer langen Zeit, in der er kümmerlich leben mußte, sein Aufenthalt entdekt ward, so konnte er dem traurigen Schiksal nicht entgehen, ausgeliefert und als ein Missethäter nach Uttenhof geführt zu werden. Lassen Sie Sich aber den Zusammenhang der Verrätherey sagen.

Kronenfeld war in dem Ort, wo er im Exilio lebte, mit einem Pfarrer, Ludwig heißt der Verworfne, bekannt geworden und da sich dieser Mann als der beste Freund gegen ihn stellte und ihm in seiner äußersten Dürftigkeit Geld vorstrekte, so sah ihn Kronenfeld als einen Engel an, den ihm die Vorsicht gesendet hätte. Er vertrauete ihm alle seine Geheimniße an, entdekte ihm die Ursache, warum er sich genöthiget sähe, in der Irre herum zu gehen und hielt sich unter seinen Umständen für glüklich, daß er in die Bekanntschaft eines solchen wakkern Mannes gekommen sey. Der Pfarrer sezte auch seine Freundschaft lange Zeit fort

fort und verlängerte den Termin, den Kronenfeld in dem, ihm über das vorgeschoßne Geld ausgestellten Wechsel zur Wiederbezahlung der verborgten Summe sich selbst gesezt hatte, mehrere Mahle.

Unvermuthet aber merkte er, daß sein Gönner nicht mehr wie sonst gegen ihn gesinnt sey. Er entzog sich ihm und stellte seine Besuche ein und, da dieß zu eben der Zeit geschah, da der in dem Wechsel durch geschehene Prolongation gesezte Zahlungs-Termin abermals nahe war, so machte dieß dem armen Kronenfeld viel Bekümmerniß. Er schrieb an seinen Freund und bat ihn um fernere Verschiebung des Zahlungstages. Allein der vorhin so willfährige Mann ertheilte ihm sogleich die Antwort, daß er nicht länger Geduld haben könne und, wenn er seine Befriedigung nicht zur rechten Zeit erhielte, sein aus dem ausgestellten Wechsel habendes Recht zur Verfallzeit so fort geltend machen würde.

Kronenfeld war in Todesängsten. Sein zweyter Freund, — der beste — ein Jude, mit Nahmen Semlin — ein armer, aber edler Mann, gab sich alle Mühe, dem Schuldner das Capital an einem andern Ort zu schaffen. Begreiflicher Weise aber waren seine Bemühungen, da weder er, noch sein Freund, außer ihrer Rechtschaffenheit etwas zu verbürgen hatten, ganz Fruchtlos. Der liebe Jude wendete sich hierauf an den Pfar-

rer Ludwig selbst und bat ihn, Kronenfeld Nachsicht zu geben. Allein er schlug es mit der größten Hartherzigkeit aus, schwur vielmehr, daß er sogleich wenn der Wechsel zahlbar sey, gegen seinen Schuldner nach Wechselrecht verfahren und ihn zu Arrest bringen lassen würde. Und dieß Versprechen hielt er dann. Kronenfeld würde auch bald in dem Kerker haben schmachten müssen, wenn ihn nicht noch ein Freund gerettet hätte, der von ungefähr dazu kam, als er fortgeführt werden sollte.

Da es dem Pfarrer nicht gelang, seinen ehemaligen Freund auf diese Art noch unglüklicher zu machen, als er ohnehin war, so machte er Kronenfelds Aufenthalt, den dieser zwar nach diesem Vorfall verändert, jener aber doch ausgespürt hatte, in Uttenhof bekannt und daher kam es, daß Kronenfeld als ein Verbrecher dahin transportirt ward.

Kronenfeld wußte die Ursache, was seinen ehemaligen Freund zu einem solchen Verfahren vermogte, nicht zu ergründen. Er hatte ihn mit keinem Worte beleidiget und war überzeugt, daß irgend eine seiner Handlungen diese Sinnesänderung auf des Pfarrers Seite nicht hervor gebracht haben könne. Nur jezt erst hat sich die Sache entdekt, als die Frau Kronenfelds hier ankam.

Mann

Mann, da hätten Sie zusehen sollen, wie dieses Ehepaar mit seinen Kindern nach einer so Trauervollen Zeit einander wieder zum ersten Mahle im erneuerten Wohlstand umarmten. Ich will es aber nicht unternehmen, Ihnen den Auftritt zu schildern.

Da gab's der Freudenthränen viel
Und des Umarmens war kein Ziel —
So wirds einst hinterm Grabe seyn,
Wann wir des Wiedersehns uns freun.

Sie wußte noch nicht, daß des Pfarrer Ludwigs Verrätherey ihren Mann in den Arrest gebracht hatte. Jezt erzählte ihr es Kronenfeld und, da er dabey seine Verwunderung bezeigte, was doch immer den Mann zu solcher Rache bewogen haben möchte, so entdekte sie den ganzen Zusammenhang. Stellen Sie Sich vor, der niederträchtigste seines Standes hatte der Frau zugemuthet, ihrem Gatten untreu zu werden und alle mögliche Mühe angewendet sie zu seinen Absichten geneigt zu machen. Ihre Standhaftigkeit brachte ihn lange nicht auf andere Gedanken, als sie ihm aber drohte, ihrem Manne alles zu entdekken, dann ließ er nach und von da ging seine Verfolgung an. Die Kronenfeldinn verschwieg bisher alles, theils weil sie ihren Mann mit der Sache nicht betrüben wollte, theils weil sie fürchtete, er

möchte den Pfarrer darüber zur Rede setzen und ihn zur Verrätherey, die er nun doch begangen hat, reitzen.

Aber wie sonderbar ist es, daß Ludwig selbst durch sein Bubenstük, das er an Kronenfeld beging, das Werkzeug seyn mußte, durch das dieser aus den betrübtesten Umständen gerissen ward! Müßte nicht der Mann, höchst wahrscheinlich, noch jezt und vielleicht noch lange in der drükkendsten Armuth schmachten und mit dem Nahmenlosesten Jammer kämpfen, wenn er nicht entdekt und hierher gebracht worden wäre? — Niemand wußte außer dem Pfarrer und dem Juden sein Schiksal und kein Mensch konnte sich also auch für ihn verwenden. Und so war das größte Unglük, das Kronenfelden drohte, der Weg zu seiner Rettung, und, indem sein Feind die größte Rache an ihm zu nehmen glaubte, erwies er ihm den größten Freundschaftsdienst.

Freylich wäre wohl der glükliche Ausgang dieser Sache unter einem andern Fürsten vielleicht nicht zu hoffen gewesen. Hätte sich der Herr durch seine Diener leiten lassen, so wäre alles noch recht gut gegangen, wenn Kronenfeld so glüklich war, im Gefängniß sterben zu dürfen. Denn alle waren, aus guten Ursachen, gegen seine Begnadigung. Aber der Fürst sprach sein Wort, ohne

ohne sich andre Bewegungsgründe geben zu lassen, als die ihm die Sache selbst darbot. Und so ging es dann gut. Ueberhaupt habe ich noch nie mehr Landesväterliche Gesinnung bey einem Herrn und weniger Dank bey seinen Unterthanen gefunden als in diesem Lande. — Doch davon jezt nicht mehr.

Das gute Herz des Fürsten ließ es aber nicht dabey bewenden, Kronenfeld wieder glüklich zu machen, auch der Jude Semlin mußte seiner edlen Handlungen wegen belohnt werden. Er hat ihn nach Uttenhof gerufen, ihn unter die dortigen Schuzjuden aufnehmen lassen und ihn so beschenkt, daß er nun Handlung treiben und sich gut nähren kann. —

Jezt muß ich Ihnen nun auch sagen, wie es mit der Räuberbande, die sich hier herum so lange genährt hat, geworden ist. Alle Glieder derselben sind, leider! bey mir eingebracht worden, und, wie ich voraus fürchtete, Mariane auch. Leztere — glauben Sie das wohl? — ist freywillig zu meinem Gerichtshalter gekommen und hat gebeten, sie als eine Missethäterinn und Theilhaberinn an dem Feuer-Anlegen und andrer Bosheiten, in Arrest zu bringen und ihr — wie sie sich ausgedrükt hat — ihr Recht anthun zu lassen. Und da hat sich denn nun auch ergeben, wie es damals mit der Beraubung des Capiteins des

Verlobten Ihrer Schwiegertochter zugegangen ist.

Körner hat sich in der Absicht, um sich durch Raub ein ansehnliches zu erwerben, von der Bande, zu der er sich nebst Marianen geschlagen hatte, weggemacht und sich zu dem Postmeister in Grabethal als Postillon vermiethet, in der Absicht entweder die ordinaire Post bey vorfallender guter Gelegenheit zu bestehlen, oder bey Führung eines extra reisenden Passagiers seinen Zwek zu erreichen. Jenes wollte ihm nicht glükken, weil entweder kein Geld unter den Postsachen war, oder weil ihn, wann der Fall eintrat, eine ihn begleitende Bedekkung von Ausführung seines Vorsatzes abhielt. Er übte also dieses aus, da er, so recht nach Wunsch den Capitain wegbringen mußte und aus dem schweren Coffre, den er auf die Chaise pakte, eine hübsche Summe zu erhalten hoffte. Er fuhr den Mann mit gutem Bedacht auf andere Wege, und brachte ihn zur Nachtzeit auf ein Flek, wo seine Gehülfen, auch Mariane in Mannskleidern, zur Ausführung der schwarzen That versammelt waren. Und dann ward die Beraubung, die Sie schon wissen, vorgenommen.

Was ist doch der Mensch für ein unerklärliches Geschöpf! — Körner ist bisher so wie der Bauer beym Leugnen geblieben, so ausführlich

Marianens Geständniß und Erzählung ist, und seine Gehülfinn kommt freywillig, entdekt alles was sie begangen hat, und bittet um ihre Bestrafung. Woher kommt in einem gewissen Zeitpunkt diese Verschiedenheit der Denkungsart bey Menschen, die so lange Zeit, wie man sagt, ein Herz und eine Sele waren, nach gleichen Grundsätzen lebten und bey ihren beyderseitigen Handlungen einerley Zwek hatten? — Fast sollte ich glauben, die Meinung, daß der Bau des Körpers die Denkungsart der Menschen bestimme, und so wie er sich verändert, ändere sey nicht ganz ungegründet.

Wie es mit Körners und einer meiner Unterthanen Verhaftnehmung hergegangen ist, wissen Sie schon aus Falkens Brief. Ihre Nachricht von dem, was in Hamburg vorgefallen ist, gab in der Sache Licht und Falk hat Ihnen, wie ich hörte, eine große Danksagung von meiner Seite deshalb versichert. Wenn ich aber aufrichtig reden soll, so hat er bey dieser Zusage nicht in mein Herz gesehn. Mir wäre es lieber gewesen, wenn Körner und Mariane nicht bey mir eingebracht worden wären. Indessen ist leztere nicht mehr ein Gegenstand meiner Sorgen. Lesen Sie hierüber den angeschlossenen Brief. Ich wollte wünschen, daß ich alle übrigen auch los wäre, so lieb es mir seyn muß, daß die hiesige Gegend endlich

gerei-

gereinigt worden ist. Wenn ich sie so mit Ehren in einen entfernten Welttheil spediren könnte, wo sie keinen Schaden mehr stiften und doch ihr Leben behalten könnten, das wäre mir recht. — Aber darf ich so etwas thun?

Ueber die Verbindung Ihrer Aemilie mit Rosenfels habe ich mich herzlich gefreuet. Ich kenne den guten Mann nicht, aber meine Frau, bey der er in meiner Abwesenheit sich einige Zeit aufhielt, hat mir nicht Rühmens genug von ihm machen können. Ein braver Maun muß er seyn, da er sich auch meines Kindes in Hamburg so angenommen hat, ob ich gleich mit der Heyrath, die er veranlaßte und die Ihnen bekannt seyn wird, nicht ganz zufrieden bin. — Doch es ist ja dieß nicht die erste Ehe, die ein junger Mensch mit einer alten Matrone einging, und die gleichwohl gerieth. — Sollte dieß der Fall auch bey meinem Jungen seyn, so bin ich ihm viel Dank schuldig. Seine Gegenwart in meinem Hause würde mir immer unangenehm gewesen seyn.

Aber Sie sind mir ja noch die Geschichte Ihres Feldpredigers schuldig. — Schikken Sie mir sie doch ehestens. Ich habe jezt immer Stunden übrig, die ich ausfüllen möchte, um nicht in den leidigen Zustand zu kommen, den man Lange-

weile

weile nennt. — Und an lesbaren Büchern habe ich nicht immer Vorrath.

Leben Sie wohl Lieber! Ich hoffe Sie bald zu umarmen und Ihnen mündlich zu sagen, wie so ganz ich der Ihrige bin.

Beylage.

Dreyhundert und dreyzehnter Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Baron von Lilienthal zu Zedliz.

Gestern um Mitternacht hat mich Mariane Nagelinn zu sich rufen lassen. Ich ging sogleich zu ihr ins Gefängniß und fand die Unglükliche sehr schwach und elend.

Sie bereuete mit vielen Thränen alles Böse, das sie in ihrem Leben vorgenommen, besonders aber die Beleidigungen, die sie Ihnen angethan hat, gestand nochmals alles, was sie vorher schon bekannt hat, und bereuete unter allen ihren Hand-

lungen

lungen am meisten, daß sie Ihr Kind zum Feuer-anlegen verleitet und in Hamburg verlassen hat. Sie wünschte Ihre Gegenwart, um Ihnen alles abbitten zu können, bezeigte sehr viele Reue über ihr geführtes Leben und suchte mit Gott ausgesöhnt zu seyn.

Daß sich aber Gott von einem langen und verstokten Sünder auf seinem lezten Lager nicht sogleich finden lasse, mußte auch Mariane erfahren. Sie rang mit Zweifeln und endlich — mit Verzweiflung. Sechs ganze Stunden brachte ich mit ihr zu, ehe sie nur einiger Maßen wieder zu sich kam und, so kurz diese Zeit war, so mußte sie doch für Marianen eine kleine Ewigkeit seyn. Dergleichen Kämpfe, dergleichen fürchterliche Kämpfe habe ich, so lange ich im Amte bin, nie mit angesehen, ob ich gleich schon bey vielen Sterbebetten war.

Als sie anfing ruhiger zu werden, that ich alles, was ich nach meinen Einsichten an ihr thun konnte. Allein ihre Ruhe dauerte nicht lange, die Verzweiflung ergriff sie wieder, sie krümmte sich wie ein Wurm, schlug sich mit den Ketten vor die Stirne und Brust, daß es wiederhallte, brach in ein ängstliches und Schaudervolles Geheule aus, und — starb.

Die

Die Empfindung die ich gehabt habe, und noch habe, kann ich Ihnen nicht beschreiben. So etwas muß gesehen werden. Mir wird der Anblik von ihren schreklichen Gebehrden und den, Grausen und Entsetzen erwekkenden Verziehungen ihres Gesichtes im Andenken bleiben, so lange ich lebe.

Ich habe Ihnen, meiner Schuldigkeit gemäs, ihren Tod melden und erwarten wollen, was Sie wegen ihres Begräbnisses verfügen werden, der ich u. s. w.

Dreyhundert und vierzehnter Brief.

Der Hofrath von Baumann zu Sommerhayn an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Wie wechselt das Schiksal mit uns! Vorhin waren Sie niedergeschlagen, und jezt, da Sie, zu meiner großen Freude, Ursache haben froh zu seyn, schlägt mich ein Unfall nieder. —

Mein Schwiegervater, der Pfarrer Müller, ist durch ein Commando von dem, vor nicht langer Zeit hier herum einquartirt gewesenen Soldaten, mit

mit Zulassung des Consistoriums, unter dem er steht, arretirt und nach Helfersried, wo der Stab bis jezt noch liegt, transportirt worden. Kein Mensch weiß die Ursache zu ergründen.

Ich habe wohl so meine Muthmaßung, und denke bey mir, daß alles von dem Officier herkommt der Helenen, meine Braut, gegen mich aufhezte; allein es streitet doch wider alle Wahrscheinlichkeit, daß ein Unter-Lieutenant so viel bewirken könnte.

Ich bin dem Commando gleich nachgeritten und glaubte durch Fürsprache viel auszurichten, aber ich hatte nicht das Glük den Obersten des Bataillons zu sprechen. Dreymahl ging ich in sein Logis, kam aber eben so viele Mahle unter leeren Entschuldigungen nicht vor ihm. Und so lieb ich meinen alten guten Schwiegervater habe und seine Befreyung wünschte, so wenig konnte ich mich entschließen zum vierten Mahle anzufragen. Im äußersten Grimm über eine solche Hundsfütterey, — denn so heißt nach meinen Begriffen die Zurükweisung eines ehrlichen Mannes der wiederhohlt kommt, um jemanden über eine Sache zu sprechen, die sein Amt unmittelbar betrifft, — ritt ich zurük nach Sommerhayn.

Was da für ein Lamentiren im Hause herrschte, das kann ich Ihnen nicht beschreiben, obgleich nicht die geringste Ursache zu entdekken ist, die einen schlimmen Ausgang dieser Sache befürchten liess. So viel ich wenigstens weiß, ist auch nicht ein Schein vorhanden, der ein Verfahren der Art gegen meinen Schwiegervater rechtfertigte. — Sie kennen ja den Mann: er ist gewiß nicht dazu gemacht, zu solchen Auftritten gegen sich Gelegenheit zu geben.

Indessen ist mir der Vorfall äußerst unangenehm. Ich glaubte, mich mit Helenen bald verbinden und dann wieder abreisen zu können. — Sie wissen ja, wie sehr ich eilen muß, wenn mich keine Vorwürfe treffen sollen — und nun werde ich so aufgehalten. Verlassen kann ich ja doch das Haus gleichwohl nicht unter diesen Umständen.

Lieber Amtmann, wenn Sie doch die Güte hätten, nach Helfersried zu reisen, und sich der Sache anzunehmen! — Ich würde diese Bitte nicht wagen, wenn Sie mir nicht die Nachricht von der Rükkehr Ihrer Zufriedenheit ertheilt hätten!

Ich kann mich nach meinen Grundsätzen, nicht noch einmahl der Gefahr, einem Frucht-

losen Versuch, zu dem Obersten zu kommen und ihn zu sprechen, aussezen. Vielleicht gelingt Ihnen alles besser, wie mir. — Ich werde gar zu bald ungeduldig, wenn ich so viel gute Worte ausgeben soll, um einen Mann zu sprechen, der sich eigentlich, so wie jeder andre der in Berufs-Geschäften zu antworten hat, niemand entziehen soll. — Zu dem kann ich, wie schon gesagt, doch die Familie in ihrem jezigen Zustande nicht verlassen.

Gern würde ich übrigens Ihren Scherz erwiedern, in dem Sie lezthin in Ihrer mir so lieben Zuschrift zu mir sprachen, wenn ich jezt in der Verfassung wäre, darauf antworten zu können. —

Ich danke Gott, daß Sie wieder in dem Zustande sind, wo man in einem solchen Tone zu reden vermag, und das sey Ihnen einstweilen genug!

Dreyhundert und funfzehnter Brief.

Ernst Rosenfels zu Arnswalde an Aemilien Lindenfeld zu Sommerhayn.

Ob ich gleich hoffe, bald wieder an Ihrer Seite zu seyn, so muß ich doch — vermuthlich für jezt — denn wer weiß, was in Zukunft vorgeht — zum lezten Mahle schriftlich mit Ihnen reden.

Mir ist es bis daher recht wohl gegangen, Liebe! — Alles vereinigt sich um mich her, mich frölich und alle meine trüben Stunden, die ich vorhin hatte, vergessend zu machen.

Gott, welches glükliche Loos hast du mir beschieden! Hätte ich doch in jenen bangen Tagen, wo ich oft mit der Verzweiflung rang, nur auf irgend eine scheinbare Weise ahnden können, daß sich mein trauriges Schiksahl so wenden, daß ich, der unglüklichste, noch der glüklichste werden könnte; dann hätte ich mich an dir weniger versündiget, als ich gethan habe.

Ach ich war oft über deine Führung unzufrieden, haderte wohl gar mit dir, daß du mir nicht ein gleiches Glük, wie andern, beschieden hattest. Ich sah meinen Nächsten, dem es besser ging, wie mir, mit neidischen Augen an, wähnte, ich hätte mehr Glük verdient, als er und nun muß ich beschämt vor dir stehen, da du nun viel mehr an mir gethan hast, wie an allen denjenigen, deren Wohlstand ich mit Mißgunst ansah.

Könnte ich dir doch genug danken! Könnte ich doch allen Menschen sagen, wie hoch du mich nach einem kurzen Leiden erhoben hast, damit sie in den Trübsahlen, die sie treffen, die ihnen unerträglich scheinen, nicht müde würden, ihr Haupt zu dir empor zu heben und standhaft zu hoffen, daß du sie aus allem Uebel erlösen und sie gut führen werdest! Könnte ich doch alle Menschen überzeugen, daß du alle ihre Schiksahle leitest und sie, auch auf dem dornigsten Wege, zu ihrer Wohlfahrt führest und sie bewegen, daß sie sich deiner Vorsehung ganz überließen und denje-

nigen

nigen kein Gehör gäben, die an deiner Aufsicht über die Schiksale der Menschen zweifeln!

Ich klagte auch einst:

Liegst du denn im tiefen Schlummer,
Siehest nicht des Menschen Kummer,
Gott, der deine Vorsicht ehrt?
Kannst und willst nicht auf ihn blikken,
Wann ihn Noth und Elend drükken?
Bleibt sein Flehen unerhört?

Ist der Christenglaube eitel,
Hänget über unserm Scheitel
Nur ein blindes Ungefähr? —
Dann wünsch ich mich in die Reihe
Unvernünftger Thiere, freue
Meiner Menschheit mich nicht mehr.

Aber jezt singe ich laut:

Heil mir! daß in jener Höhe
Des Allvaters Auge für mich wacht!
Schweige Zweifel an der Vorsicht, denn ich sehe,
Sie hat alles gut mit mir gemacht.

Sie werden wohl ahnden, daß etwas besonders mit mir vorgegangen seyn muß. Denn das werden Sie Sich gleich selbst sagen, daß meine glükliche Reise, die gute Aufnahme die ich in Zedliz genoß und alle die andern Dinge, die mich, nach meiner Ihnen bekannten Lage, zufrieden machen können, diese Aeußerungen des äußersten Wohlbehagens nicht hervor zu bringen vermögen. Und Sie haben da ganz Recht.

Allerdings ist mir ein ganz unerwartetes Glük begegnet, das mein Herz ganz zum Lob des Gottes erhebt, der mich über Erwarten gut geführt hat, wie er denn auch alle Menschen — wenn sie es nur erkennen wollten — gut führt. — Aber Sie erfahren das Geheimniß nicht eher, bis ich es Ihnen mündlich eröffnen kann. Ich habe eine Grille in meinem Kopfe, die das will. Nur so viel wissen Sie hiermit einstweilen, daß unserer Verbindung, so bald ich zurükkomme, auch nicht das mindeste mehr entgegen stehet.

Wie werde ich mich freuen, wenn die ganz mein ist, die nur allein mich in meinem Leben fesseln konnte! — Ja beste, das kann ich Ihnen auf das heiligste versichern, daß Sie der einzige Gegenstand sind, für den ich in meinem ganzen Leben Liebe gefühlt habe. Ich lernte ja eine Menge Frauenzimmer in meinem Leben kennen, aber keine rührte mich. Ihre Gesichter wären mir ja wohl zu Zeiten recht gewesen, aber ihre Denkungsart stand mir nicht an. Versunken in thörigter Eitelkeit sah ich sie immer ihre ganze Würde im Puz und in Ziererey suchen und das entfernte mich von ihnen und sollte eigentlich jeden ehrlichen Mann von ihnen entfernen; dann würden sie gewiß auch anders gesinnt werden.

Und wie wenig hatte ich Hoffnung diese Einzige zu besizen! — Aber es ist nichts unmöglich in solchen Fällen. Davon bin ich nun ganz überzeugt. Ich wünschte nur, daß alle Menschen, die in den Umständen sind, in denen ich war, nie den Gedanken fahren ließen, daß ihre

Wünsche, so wenig es das Ansehen hat, dennoch erfüllt werden können. —

Wenn ich Sie nur recht gesund und vergnügt wieder antreffe! Dann wird mein Zustand der glüklichste seyn. Gott erhalte Sie, gute Aemilie.

Ewig ich

Ihr

R.

Dreyhundert und sechzehnter Brief.

Der Amtmann Sturz zu Alxingen an den Hofrath von Baumann zu Sommerhayn.

Hätten Sie denn wohl geglaubt, daß Ihr Freund noch als ein Missethäter seine Zuflucht zu Ihnen würde nehmen müssen? — Ach bester Mann! es ist so. Ich habe einen Mord — Gott — einen Mord — an meinem eignem Kinde vollbracht. — Schaudernd ist die That und sie wird Ihnen Schaudern machen, aber sie ist geschehen. —

Ich schrieb Ihnen lezthin, daß ich über die anscheinende Sinnesänderung meines ältesten Bubens erfreut sey; allein diese Freude hat nicht lange gedauert. Aller seiner mir gegebnen Versicherungen ungeachtet, kehrte er dennoch zu seiner vorigen Unart zurük und hat es endlich dahin gebracht, daß alle väterliche Liebe in meinem Herzen vertilgt worden ist. — War es

nun ein Wunder, wenn mich meine Hitze verleitete, den Tod einer guten Frau und Mutter, an den Urheber desselben an meinem Kinde, zu rächen?

Aber ich rede verkehrt — in meiner Lage kann das aber nicht anders seyn — und ich muß Ihnen alles, so viel ich vermag, ordentlich erzählen.

Der so ganz Ungerathne hat von je her seine Mutter auf das schändlichste behandelt. Alle meine Vorstellungen dagegen haben nichts gefruchtet. Umsonst habe ich die zärtlichste Vaterliebe an ihm verschwendet und fruchtlos habe ich strenge Zuchtmittel zu seiner Besserung angewendet. Endlich versprach er, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, Aenderung seines Betragens und nicht lange darauf begegnete er seiner Mutter in meiner Abwesenheit mit Worten und Thätlichkeiten so, daß dieß gute Weib, das zu schwach war, dem Buben Widerstand zu thun, so geängstiget und geärgert ward, daß sie in wenigen Stunden am Rande des Grabes war.

In diesem Zeitpunkt kam ich zurük und nun stellen Sie Sich mein Entsetzen vor. Ich hatte mein gutes Weib gesund verlassen und traf sie jezt so unvermuthet in tödtlicher Schwachheit an. — Der Urheber ihres Zustandes ward mir von meinen andern Kindern unter dem Jammervollsten Geschrey entdekt und denken Sie Sich nun in meine Lage! Eine liebe Gattinn mit dem Tode ringen zu sehen und geliebte Kinder über ihren nahen Abschied laut weinen zu hören! —

Ich ergrimmte wie ein Unsinniger, nahm ein geladenes Pistol von der Wand, suchte das Ungeheuer das von mir den Nahmen hat auf und — schoß es todt.

Nach geschehener That fiel mir denn die Dekke sogleich von meinen Augen, ich fühlte tief in meinem Herzen, daß ich gleichwohl unrecht gethan hätte, fürchtete mich — ist nicht der Mensch ein trotziges und verzagtes Wesen? — nicht sowohl vor der Strafe, als vor dem Arrest und entfloh hierher. Ein alter Bekannter, den ich da habe, hat mich — freylich merke ich, wie ich

ihm

ihm auch nicht verdenken kann, nicht gar zu gerne — aufgenommen und ich lebe jezt in einem Zustande, der der fürchterlichste ist, den ich mir denken kann.

Mich foltert die Reue über den Mord eines leiblichen Kindes, das vielleicht in der Folge noch zu bessern gewesen wäre und die Gestalt meiner, nun ganz verlassnen, Frau steht — ob sie noch lebt, oder nicht, ist mir unbekannt — steht immer vor meinen Augen.

Nehmen Sie Sich meiner an, bester Freund und gehen in mein Haus. Kein Mensch ist da, der unter diesen Umständen Vorkehrung treffen könnte. —

Ach wenn ich ausgelitten hätte!

Dreyhundert und siebzehnter Brief.

Der Lieutenant von Radebach zu Schweigern an Herrmann Löwenbrut zu Lautern.

Es ist mir gelungen, Bruder, und ich habe den schwarzen Drachen, nach dem Plan, den ich Dir geschrieben habe, glüklich in die Schlinge gebracht. Anders durfte es auch nicht gehn wenn ich nicht, wie irgend ein Hundstagsnarr, toll werden sollte. Denn eins von beyden mußte erfolgen, entweder ich mußte meine Absicht auf das Mädchen ausführen, oder, da dieses nicht geschehen konnte, mich rächen.

Wenn ich nur den Obersten breitschlage, daß er die Sache nicht eher vornimmt, als bis wir wieder wegmarschirt sind! Dann wird der Knabe mitfortgeschleppt, und mir gelingt alles, wie ich es haben wollte. —

Freylich wäre alles besser, wenn ich auch etwas bey m iner Abentheuerey genossen hätte! — Aber so habe ich nichts davon getragen, als die

die Mahlzeichen an meinem Körper, mit denen mich der van der Hardt und sein Schwager gestempelt haben. — Wenn ich nur die Bursche einmahl so ganz in meinen Klauen kriegen könnte! — Bruder, kein ganzes Glied sollten sie davon bringen.

Kannst Du etwas thun, um mich zu rächen! so thue es ja. Ich komme nun in diese Gegend wahrscheinlich nicht wieder.

Gern hätte ich Dich nochmals vor meinem Abschied von hier geküßt, aber es will sich das nicht thun lassen.

Leb denn wohl und bleib mein Freund!

Ende des vierten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

die Mahlzeichen an meinem Körper, mit denen mich der van der Hardt und sein Schwager gestempelt haben. — Wenn ich nur die Bursche einmahl so ganz in meinen Klauen kriegen könnte! — Bruder, kein ganzes Glied sollten sie davon bringen.

Kannst Du etwas thun, um mich zu rächen! so thue es ja. Ich komme nun in diese Gegend wahrscheinlich nicht wieder.

Gern hätte ich Dich nochmals vor meinem Abschied von hier geküßt, aber es will sich das nicht thun lassen.

Leb denn wohl und bleib mein Freund!

Ende des vierten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Ernst Justus

Der Pfarrer Müller und seine Kinder eine Vaterländische Familiengeschichte

Bd.: 4

Frankfurt ; Leipzig 1793

P.o.germ. 958 gzl-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115116-6
VD18 9038024